DAN SHOCKER's

Macabros







Nr. 44

DM 1.20

Österr. S. 9; Schweiz Fr. 1.60
Schweden Kr. 2.50 inkl. moms
Italien L. 300; Spanien Pts 38
Printed in Germany

Mirakel
Herr im Geisterland



Nr. 44

Mirakel, Herr im Geisterland

(3. Abenteuer mit Mirakel, dem Herrn im Geisterland)

Als Donald McCasey an diesem Abend sein Geschäft schloß, erblickte er den Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Das wäre weiter nichts Besonderes gewesen. Aber in der Haltung und im Blick dieses Mannes waren etwas, das McCasey schon lange nicht mehr gesehen hatte – und das ihn stutzig machte.

Er schluckte und preßte mehrmals die Augen zusammen, als könne er nicht glauben, was und wen er dort drüben sah.

»Hariett!« rief er heiser in den dunklen Ladenraum hinter sich, wo eine vergrämte Endfünfzigerin die Theke abwusch.

»Ja, was ist denn?« klang mit unfreundlicher Stimme ihre Frage. Donald McCaseys Frau hob nicht mal den Blick.

»Da drüben – auf der anderen Straßenseite, Hariett«, Donald McCaseys Stimme war belegt, er wirkte bleich und verschüchtert. »Er lehnt an der Hauswand und starrt herüber, er trägt einen altmodischen, dunklen Anzug, einen Zweireiher. In der Rechten hält er einen Spazierstock, auf den er sich lässig stützt…«

»McCasey – du spinnst«, sagte sie respektlos, warf das schmutzige Tuch in den kleinen Eimer, wusch und wrang es aus und setzte ihre Arbeit fort, heftig den Kopf dabei schüttelnd. »Du sprichst, als ob du Henry Fanigan da drüben sehen würdest…«

»Ich seh ihn dort stehen, Hariett!« behauptete der Kaufmann.

»Geh zum Arzt und laß sich untersuchen«, erwiderte die Frau tonlos. »Du solltest anfangen, mal die Whiskyflaschen zu zählen, die du in einer Woche verkonsumierst, McCasey.« Sie lachte rauh. Sie nannte seit Jahren schon ihren Mann stets beim Nachnamen, als würde es ihr schwerfallen, ihn mit Donald anzureden.

Hariett McCasey machte den Eindruck einer Frau, die von der Ehe und vom Leben enttäuscht war. Tief eingegrabene Nasenfalten, graues, stumpfes Haar und schmale, zusammengekniffene Lippen bewiesen das. »Du hast es schon lange verlernt. Hast du schon mal darüber nachgedacht, wie gut das Geschäft noch ging, als du weniger getrunken hast?« fuhr sie vorwurfsvoll fort. »Du hattest das beste Geschäft in ganz Blairgrownie, McCasey! Deine Sauferei hat aber die Leute vergrault. Du hast sie durch dein Verhalten und vor allem durch deine dummen Bemerkungen vor den Kopf gestoßen. Das lassen sich die Kunden nicht gefallen. Wenn Mrs. Marklin kommt, dann meckerst du über ihre Frisur, kauft der alte Henderson pfundweise Salatköpfe und Spinat, dann grinst du und erkundigst dich spitz, ob er für ärmere Tage Vorsorgen will. Dabei weißt du ganz genau, daß Henderson Rohköstler ist. Mrs. Gilmore dürfte wohl am Dienstag auch das letzte Mal hier im Geschäft gewesen sein, McCasey. Heute haben wir Freitag. Es war unverschämt von dir, leise vor dich hinzulachen, als sie drei Rettiche mitnahm und dabei zu fragen, ob sie wieder einen Freund hätte… Das geht zu weit, McCasey. Du ruinierst deinen Laden,

und uns machst du unmöglich. Ich schäme mich noch über die Straße zu gehen und…«

»Hariett!« Donald McCasey fiel seiner Frau ins Wort, und seine Stimme hallte dröhnend durch das kleine Ladenlokal. »Halt deinen Mund! Ich hab' dich nicht gefragt, wie Henderson seine Rohkostsäfte zubereitet, und es interessiert mich auch nicht, warum Mrs. Gilmore plötzlich wieder Rettichsalat auf den Tisch bringt…«

»Am Dienstag hat es dich noch interessiert!«

»Jetzt interessiert es mich nicht mehr! Komm her! Wirf einen Blick über die Straße und sag' mir, ob du siehst, was ich sehe.« Seine Stimme klang fordernd und ängstlich zur gleichen Zeit.

Er knallte die Kiste mit den Apfelsinen und Grapefruits auf die Ladentheke, daß die Früchte in die Höhe hüpften.

»Ich sehe – James Muligan, Hariett.« Seine Stimme überschlug sich, und er fuhr sich mit einer hektischen Bewegung durch sein dichtes, aber graues Haar.

»Ich weiß. Du hast ihn mir ja genau genug beschrieben…«

Donald McCasey warf nochmal einen Blick aus fiebrig glänzenden Augen durch das nicht ganz saubere Schaufenster, in dem er Konservendosen und Spirituosen aufgestellt hatte.

Der Mann in dem gestreiften Anzug stand noch immer in unveränderter Stellung an der Hauswand gegenüber, hob jetzt die Rechte und grüßte mit dem Spazierstock in das halbdunkle Geschäft, in dem Hariett und Donald McCasey sich aufhielten.

»Seine Geste… Hariett…«

»Du spinnst, McCasey!« seufzt die verhärmt aussehende Frau. »Du bist reif für die Trinkerheilanstalt und für den Psychiater. Du hast's geschafft… Bei anderthalb Liter Whisky pro Tag ist das ja auch keine Kunststück…«

Weiter kam sie nicht. Er griff kurzerhand über die Ladentheke – und drehte ihr den Kopf herum.

»Guck' aus dem Fenster!« brüllte er sie an.

Er hielt ihren Kopf fest. Sie starrte über die Hälse der aufgestellten Flaschen und die Pyramiden der Konservendosen hinweg.

»Ich kann nichts sehen, McCasey.«

»Gemeines Weib!« entfuhr es ihm. Sein Kopf flog herum. Donald McCasey erschauerte.

»Da ist – niemand?« fragte er tonlos und verwundert er hatte das Gefühl, jemand würde mit großen kalten Händen seine Brust zusammendrücken. Er fühlte die Kälte, die durch seine Haut drang und sich bis in sein Herz fraß.

»Hast du etwas anderes erwartet?« reagierte Hariett McCasey beinahe triumphierend, und ein höhnischer Zug spielte um ihre zusammengekniffenen Lippen.

»Es gab nur einen, der immer dort stand und herüberblickte und grüßte, wenn man ihn sah…«

»James Muligan, ich weiß. Aber diesen James Muligan gibt es seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr.«

»Ich habe ihn gesehen, Hariett!«

Wie in Trance taumelte McCasey durch seinen Laden, klammerte sich an der Eingangstür fest und starrte hinüber auf die andere Straßenseite. Die Stelle dort – war leer.

»Dann ist er jetzt um die neunzig, nicht wahr?« konnte sich die Frau die Bemerkung nicht verkneifen. »Er muß schon ziemlich klapprig auf den Beinen sein. Oder etwa doch nicht? Er ist ja auch ziemlich schnell wieder verschwunden, wenn man deinen Beobachtungen Glauben schenken kann.«

Sie tauchte hinter ihm auf, stieß ihn absichtlich an und drängte sich hinaus auf die Straße, den nassen Lappen und den kleinen Eimer in der Hand.

Sie schüttete das Abwaschwasser in die Gosse.

»Ich hab' ihn leibhaftig vor mir gesehen, Hariett, so wie damals… als er fünfundsechzig war… seit jenen Tagen… scheint er keine Stunde älter geworden zu sein…«

Hariett McCasey lachte rauh und stapfte ohne ihren Mann anzusehen in den Laden zurück. »Red' keinen Quatsch und schließ' die Tür ab! James Muligan ist seit fünfundzwanzig Jahren tot. Wir waren selbst auf seiner Beerdigung – falls du das nicht mehr wissen solltest…«

*

McCasey war und blieb an diesem Abend mürrisch.

Der Kaufmann ging unruhig durchs Haus, nahm öfter als sonst einen Schluck aus der immer bereit stehenden Whiskyflasche und machte gegen acht Uhr nochmal einen Spaziergang durch die engen Gassen von Blairgrownie. Er inspizierte genau die Stelle, an der er den alten Muligan sah, der ihm früher von diesem Punkt aus immer zugewinkt hatte.

Donald McCasey bewegte sich etwas unsicher auf seinen Beinen. Der reichlich genossene Alkohol hätte einen anderen längst umgehauen. McCasey fühlte sich selig. Er konnte schon etwas vertragen. Und darauf war er stolz.

Die meisten seiner Kunden hätten auf Anhieb bestätigen können, daß sie dem Lebensmittelhändler – der auch tagsüber nicht von der Flasche loskam – überhaupt nichts ansahen und anmerkten.

McCasey ging die Straße hinunter und kam an ein altes, windschiefes Haus mit kleinen quadratischen Fenstern und einer

niedrigen Tür. Die Tür war dunkelgrün gestrichen.

Der Lebensmittelhändler stand eine Zeitlang davor und starrte die Hausfassade an. Hier in diesem Haus hatte James Muligan vor fünfundzwanzig Jahren gewohnt. Hinter den kleinen Fenstern in den winzigen Zimmern hatten er und Muligan oft zusammengesessen und manche Flasche miteinander geleert.

Bei ihren abendlichen Begegnungen sprachen sie über die Legenden und Gespenstergeschichten, die man sich über die Bewohner der Stadt und dieses Landstriches und vor allem der geschichtsträchtigen Gegend hier in den Grampian-Mountains erzählte.

Das nämlich war James Muligans Lieblingsthema. Er war überzeugt davon, daß es Hexen gegeben hat und noch immer gab, daß einst Druidenpriester ihren Fuß auf das Land setzten, das vor undenklichen Zeiten hier Geister und Dämonen umgingen, die durch die Blutopfer der Druiden gerufen wurden. Diese Geister existierten heute noch genauso – das war Muligans Ansicht gewesen. Er hatte sich mit okkulten Dingen abgegeben und besaß eine Bibliothek, um die jeder Forscher ihn beneidet hätte.

In der Wohnung, in der einst James Muligan lebte, wohnte jetzt ein älteres Ehepaar, das angeblich von Perth aus – der nächstgrößeren Stadt – zugezogen war. Die Fremden ließen sich kaum sehen. Es war ihnen nicht gelungen, Kontakt zur einheimischen Bevölkerung zu finden. Und die Einheimischen wiederum legten keinen großen Wert darauf, sich mit den Fremden einzulassen. Da waren sie eigen.

McCasey überlegte.

Durch die geschlossenen Fensterläden sah er schummriges Licht und erblickte durch die Ritzen der Läden schattenhafte Bewegungen.

Der Lebensmittelhändler ging auf die Tür zu. Der reichlich konsumierte Whisky machte ihm die Entscheidung leicht.

McCasey betätigte die altmodische, mechanische Klingel.

Hinter der Tür pflanzte sich das Geräusch laut fort.

Er hörte, wie ein Stuhl gerückt wurde und sich gleich darauf schlurfende Schritte der Tür näherten.

»Ja?« fragte eine Stimme. »Wer ist da?«

»McCasey, Donald McCasey von dem Gemischtwarenladen«, sagte er. Obwohl er sich bemühte, seiner Stimme besondere Festigkeit zu verleihen, gelang ihm das nicht so recht. »Ich hätte Sie gern mal kurz gesprochen, Mrs. Fently.«

Von innen drehte sich der Schlüssel im Schloß.

Mrs. Fently zog die Tür zurück. Vor Casey stand eine alte, kleine Frau mit einem verschrumpelten Gesicht. Mrs. Fently versuchte zu lächeln. Die Falten um ihren Mund gruben sich noch tiefer ein.

»Guten Abend, Mister McCasey!« Die Frau war sichtlich erstaunt,

Besuch zu bekommen. Das brachte sie so durcheinander, daß sie nicht wußte, was sie noch sagen sollte.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung, Mrs. Fently…«

»So kommen Sie doch herein. Bitte…«

Die Frau trat zur Seite. McCasey konnte in den handtuchschmalen Korridor sehen. Ein alter, wurmstichiger Kleiderschrank engte den an sich schon schmalen Korridor so weit ein, daß man sich zwischen Wand und Schrank durchzwängen mußte. Das fiel McCasey mit seinem aufgetriebenen Bauch weitaus schwerer als der dürren Alten.

»Ist Ihr Gatte nicht zu Hause?« McCasey wußte selbst nicht, warum er das fragte. Eigentlich beschäftigten ihn ganz andere Probleme, die er hier erörtern wollte. Aber er sagte sich, daß er nicht einfach so mit der Tür ins Haus fallen konnte.

»Er macht noch einen kleinen Spaziergang. Ich hatte keine Lust mitzukommen.«

McCasey nickte. Seiner Meinung nach blickte er sich unauffällig um und nahm die Umgebung in sich auf. Er konnte nicht fassen, daß über zwanzig Jahre vergangen waren, seitdem er das letzte Mal in diesem Haus gewesen war.

Es hatte sich seit damals kaum etwas verändert.

Die dunklen Holzwände waren noch dunkler geworden, die Wände in Küche und Wohnzimmer trugen eine andere Farbe.

Die mystischen Bilder, zum Teil von Muligan selbst gemalt, hingen noch an den gleichen Stellen und selbst die Möbel standen noch so da, wie McCasey sie vor über zwanzig Jahren zum letzten Mal gesehen hatte.

Hier in diesem Haus schien seit einem Vierteljahrhundert die Zeit stillzustehen!

Seit damals hatte sich nichts verändert.

McCasey zog scharf die Luft durch die Nase. Es roch nach fremdartigen Gewürzen und nach Moder und nach alten Büchern. Dieser Geruch haftete der Wohnung schon seit eh und je an. Die neuen Bewohner, die seinerzeit hier nach Muligans plötzlichem Tod einzogen, schienen praktisch das gesamte Mobiliar und sogar die Bilder und Bücher übernommen zu haben.

James Muligan hatte keine Frau und keine Nachkommen gehabt. Er lebte während der letzten Jahre hauptsächlich von einer Unterstützung, die ihm die Gemeinde zahlte und kleinen, regelmäßigen Zahlungen, die ihm ein gleichgesinnter Freund – dessen Namen Muligan nie genannt hatte – leistete.

Die alten Möbel waren so vergammelt, daß niemand hier in Blairgrownie Interesse dafür zeigte, sie zu besitzen. Die Gemeinde hätte sie normalerweise abtransportiert und verbrannt, was sich nicht mehr hätte absetzen lassen. Da kamen die Fentlys. Sie hätten ihren

eigenen kleinen Haushalt in Perth aufgelöst, hieß es, und seien bereit, den Hausrat zu übernehmen. Da der gebotene Preis die Kosten des Abtransportes und der Vernichtung der Möbel durch die Gemeinde gerade deckten, gab man von höchster Stelle aus seinen Segen und ließ die Fentlys einziehen.

McCasey folgte Mrs. Fently mit unsicheren Schritten in das Wohnzimmer. Er fand die vertraute Umgebung Muligans vor, und es hätte ihn nicht gewundert, wenn James Muligan jetzt in dem großen, gemusterten Ohrensessel gesessen und ihn über den Brillenrand hinweg angesehen hätte.

Der Sessel stand noch immer neben dem eisernen Ofen. Unterhalb der Fensterbank lief das selbstgebastelte Bücherregal entlang und erweiterte sich dann an der Wand neben dem Fenster um sieben Regalreihen in die Höhe, wo es bis zur Decke emporreichte.

Die alten Folianten reihten sich dicht an dicht wie die Glieder einer Kette.

Der Geruch nach altem Leder und Moder war hier im Wohnzimmer besonders intensiv.

McCasey nahm dankend den angebotenen Platz an.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Mister McCasey? Ich kann es immer noch nicht fassen, daß Sie den Weg zu uns gefunden haben. Sie sind der erste Besucher aus Blairgrownie, seit wir hier sind.«

Das war ein trauriges Kapitel. Es war den Fentlys nie gelungen, hier heimisch zu werden. Sie wurden gemieden wie die Pest. Keiner hatte eigentlich eine Erklärung dafür. Um so erstaunlicher war es, daß dieses Paar in seinem hohen Alter das verkraftete und einfach hierblieb, nicht wieder wegzog. Es war, als halte sie irgend etwas hier in diesem Haus mit beinahe magnetischer Kraft fest.

McCasey hatte die Fentlys hin und wieder in seinem Laden gesehen. Sie kauften nicht viel. Sie lebten sehr bescheiden, und er fragte sich, wie ein Mensch von dem Wenigen, das die Fentlys einkaufte überhaupt leben konnte.

Noch ehe der Lebensmittelhändler etwas sagen konnte, nahm Mrs. Fently aus einer Vitrine eine grüne Flasche ohne Etikett.

Das Behältnis war noch gut zur Hälfte voll.

Mrs. Fently goß die dunkelbraune Flüssigkeit in ein hohes, schmales Glas und schenkte auch sich einen kleinen Schluck ein.

Sie lächelte. »Damit Sie nicht allein trinken müssen. Das wäre unhöflich. – Es ist kein Whisky aus Ihrem Geschäft. Wir haben ihm selbst gebrannt. Nach einem alten Rezept meines Mannes.«

McCasey zog die Augenbrauen in die Höhe und schnupperte an dem Glas. »Nicht übel«, meinte er.

»Good Health«, sagte Mrs. Fently und hob ihr Glas in die Höhe.

»Ich hoffe, er schmeckt Ihnen.«

Im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit nahm McCasey einen kleinen Schluck. Der Whisky war strenger als die Marken, die er verkonsumierte. Er meinte, den Moder und das Leder herauszuschmecken, die denn Geruch hier im Wohnzimmer ausmachten. Ob die Flasche nicht immer richtig verkorkt war, so daß der Whisky den Geruch der Luft annehmen konnte?

»Schmeckt ausgezeichnet«, bemerkte McCasey. Er nahm einen großen Schluck. Da merkte er den penetranten Geschmack schon nicht mehr so recht. Außerdem funktionierten seine Geschmacksnerven in dem alkoholseligen Zustand, in dem er sich befand, sowieso nicht mehr so recht. Jetzt kam es ihm nur noch auf die Wirkung an. Und für die sorgte dieser hochprozentige Tropfen.

»Es ist die Erinnerung, Mrs. Fently«, sagte McCasey unvermittelt. Er blickte sich in der Runde um und seufzte. »Es hat mich mal gepackt… ein Gefühl von Romantik, von Nostalgie. In diesem Haus lebte einst ein guter Freund von mir… James Muligan… Sie können nicht wissen, wie eng wir befreundet waren, wieviele Stunden meines Lebens ich hier – gerade in diesem Raum – gemeinsam mit James verbracht habe. Er war ein wunderbarer Mensch…«

Sie blickte ihn an, neigte den Kopf ein wenig schief und meinte: »Aber wenn das so ist – warum sind Sie dann nicht schon längst mal hierhergekommen, Mister McCasey?«

Er zuckte die Achseln. »Weiß nicht…«

»Wir hätten uns gefreut, mein Mann und ich…«

Das fiel ihm auf. Sie sagte: »mein Mann«. Sie sagte nicht »Fred« oder »Henry« oder »Stan«… oder wie immer Mr. Fently heißen mochte. Auch draußen vor der Tür stand nur der Name »Fently«. In ganz Blairgrownie kannte niemand den Vornamen des ältlichen Paares, wußte niemand etwas über seine Vergangenheit und seine Herkunft – außer, daß es eben aus der großen Nachbarschaft Perth kam.

»Ich konnte nicht einfach so hereinschneien«, winkte McCasey ab. »Aber heute – da war mir plötzlich alles egal. Man hat manchmal so Momente. Und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich einfach so hereingelassen haben…«

»Das ist doch selbstverständlich.«

»Nein, das eben ist es nicht.«

Donald McCasey fuhr sich über die Augen. »Man hat manchmal so seltsame Stimmungen«, murmelte er. »Stellen Sie sich vor, ich…« er unterbrach sich plötzlich und schüttelte heftig den Kopf. »Nein, es ist wohl nicht richtig, daß ich das sage.«

»Was – sage, Mister McCasey?«

»Ach, nichts. Ich würde mich nur lächerlich machen. Ich habe –

getrunken, Mrs. Fently. Da hat man Gefühle, über die man sonst anders denkt. Und in einem solchen Zustand sagt man dann auch Dinge, die man nüchtern eben nicht sagen würde.«

»Sie sind doch nicht betrunken, Mister McCasey!«

Er lachte leise, griff in seine Hosentaschen und kramte ein großkariertes, zusammengeknülltes Stofftaschentuch hervor, in das er sich kräftig schneuzte. »Das sagen Sie! Erzählen Sie das mal meiner Frau. Die ist da ganz anderer Ansicht. – Nein, es ist so, wie ich anfangs sagte: Ich wollte nur mal wieder hier in das Haus, sehen, wie alles noch aussieht – zurückdenken an die schönen Stunden mit James Muligan. Und entschuldigen Sie mich, bitte!«

»Sie wollen schon wieder gehen?« Es klang direkt enttäuscht. Mrs. Fently riß ihre faltigen Augenlider auf. McCasey hatte das Gefühl, daß eine Mumie vor ihm saß. Die Haut und die Adern seines Gegenübers waren hart und ausgetrocknet, als befänden sich keine Lebenssäfte mehr in diesem Körper. Die herabgezogenen Mundwinkel und die schmalen Lippen Mrs. Fently erinnerten ihn ebenso an seine Frau wie die spitze, graue Nase, und er schüttelte unwillkürlich den Kopf, als er daran denken mußte, daß Hariett dieser Frau eines Tages wohl sehr ähnlich sein würde.

»Ja, es ist besser, wenn ich…«

»Aber nein! Sie stören überhaupt nicht! Ich freue mich, daß ich Besuch habe. Trinken Sie noch ein Glas, Mister McCasey…«

Ehe er es verhindern konnte, schenkte sie ihm schon wieder ein. Randvoll.

Er trank.

Es blieb nicht bei einem und auch nicht bei einem dritten Glas. McCasey fühlte sich in einer seltsam beschwingten Stimmung. So kam sehr schnell der Moment, daß er Dinge sagte, die er nicht mehr überprüfen konnte.

Dann sprach er von James Muligan und der Vision, die er gehabt hatte, und er gab ehrlich zu, daß er eigentlich nur deshalb gekommen sei, um festzustellen, ob Muligan nicht doch wieder hier wohne. Es könnte auch ein Traum gewesen sein, daß er annahm, Muligan könne vor fünfundzwanzig Jahren gestorben sein.

Er schraubte sich langsam in die Höhe, schwankte beachtlich und hatte einen schalen Geschmack im Mund.

McCasey streckte die Rechte aus und deutete auf den mächtigen, geblümten Sessel. »Da hat er immer gesessen… nie habe ich ihn ohne Buch in der Hand gesehen…« Mit diesen Worten schwankte er auf das Regal zu. »Er wollte die Welt ergründen – und das, was dahintersteht… Mrs. Fently…« Er machte jetzt Gedankensprünge. »Und mit einem Buch in der Hand – starb er. Eines morgens fand man ihn tot in seinem Sessel…«

»Ein schöner Tod!«

»Gewiß, aber etwas ist merkwürdig an diesem Tod.«

»Nanu? Selbstmord?«

»Ich weiß nicht… vielleicht… Monate vorher sagte James mal zu mir: ›Eines Tages werde ich in diesem Sessel sitzen und tot sein – und der Arzt wird einen Herzschlag feststellen. Aber es wird kein – natürlicher – Herztod sein.‹ Er hat gewußt, daß er sterben würde. Ich glaube, er… stand mit den Geistern in Verbindung, mit denen er sich so intensiv beschäftigte. Was in diesen Büchern dort stand, das befand sich auch in seinem Kopf…«

McCasey führte seine Hand über die Lederrücken der alten Bücher und nahm eines heraus.

Im gleichen Augenblick klappten die beiden Deckel zusammen, und eine dicke Staubwolke wirbelte vor ihm auf. Mehlfeiner Staub rieselte auf seine Hose und seine Schuhe.

McCasey mußte husten.

Mit leisem Aufschrei trat Mrs. Fently schnell einen Schritt näher.

»Was ist denn da passiert?« fragte sie entsetzt.

Wie in Trance klappte McCasey die Deckel auseinander.

Die Innenseiten existierten nicht mehr.

Sie waren völlig zerfressen bis auf den Lederrücken, der von der Innenseite her schon fadenscheinig wurde.

Auf dem Boden lagen zwei Hände voll Staub, winzig klein zermahlenes Papier, das mal die Innenseiten des Folianten gewesen war.

*

Mrs. Fently faßte sich erstaunlich schnell wieder.

»Es müssen Holzwürmer oder andere Schadinsekten sein. Die Bücher sind schon sehr alt… vielleicht lösen sie sich auch von selbst auf…«

»Vielleicht«, nickte McCasey.

Sie nahmen noch mehrere Bände heraus. Dabei stellten sie fest, daß in der oberen Regalreihe nur noch zwei Bände standen, in denen keine pulverisierten Seiten waren. Das Buchinnere war teilweise angefressen, die Seiten sahen aus, als hätte jemand mit einem scharfen Gegenstand auf die äußeren Kanten geschlagen.

Nach dieser Entdeckung machte Mrs. Fently einen betrübten Eindruck, aber sie meinte, daß man wohl nichts daran ändern könne. In die Bücher selbst hätte lediglich ihr Mann anfangs mal hineingeschaut. Seit dieser Zeit stünden sie herum. Mit dieser außergewöhnlichen Bibliothek, die aus allen Teilen Englands zusammengetragen war, wußte offenbar nur ein Eingeweihter, wie

James Muligan dies gewesen war, etwas anzufangen.

Nun verabschiedete McCasey sich. Mrs. Fently bat ihn, wiederzukommen. »Wenn Sie mal den Wunsch haben, im Haus Ihres alten Freundes unser Gast zu sein, dann sind Sie uns jederzeit herzlich willkommen.«

»Danke, vielen Dank…«

Er folgte ihr zur Tür.

»Mein Mann wird sich sicher freuen, wenn Sie mal wiederkommen. Es ist schade, daß Sie ihn nicht kennenlernten.«

»Das läßt sich nachholen. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!« Mrs. Fently blickte ihm nach, wie er die grobgepflasterte Straße überquerte. Dann drückte sie die Tür ins Schloß und drehte den Schlüssel von innen wieder herum.

McCasey war von seltsamen, nicht genau zu beschreibenden Gefühlen erfüllt. Das Denken fiel ihm ebenso schwer wie das Laufen.

Er schlich an den Hauswänden entlang, und es kam ihm so vor, als hätte der Besuch im Haus seines alten Freundes etwas aufgerührt, was er lange verschüttet glaubte. Mißtrauen und Ratlosigkeit erfüllten ihn wie damals, als er hinter Muligans Sarg gegangen war, als er es nicht gewagt hatte, von der prophetischen Andeutung seines alten Freundes zu sprechen, der Todesahnungen gehabt hatte. Aber schließlich gab Muligan sich mit seltsamen Büchern ab, und da konnte es schon vorkommen, daß ein solcher Mensch sich auch mit diesem Gedankengut schließlich identifizierte.

Er schreckte zusammen, als er das Motorengeräusch hinter sich vernahm, als die grellen Scheinwerfer ihn voll trafen. Unwillkürlich preßte er sich dichter an die Hauswand, weil er fürchtete, von dem anrollenden Fahrzeug angefahren zu werden.

Das Auto hielt unmittelbar neben ihm.

McCasey wandte den Blick.

In dem Fahrzeug saßen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau. Die Frau kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Guten Abend, sagen Sie bitte, können Sie uns den Weg zum Manon-Castle nennen?«

Die Frau hatte kurzgeschnittenes, fast weißes Haar. Aber sie war sehr jung. McCasey hatte noch nie etwas davon gehört, daß es eine Haarfarbe gab, die man als Platinblond bezeichnen konnte.

»Ja, natürlich kann ich das«, knurrte McCasey.

»Ist es noch weit bis dahin? Wir haben uns fürchterlich verfranst. Wir kommen aus Glasgow. Ursprünglich sollten wir um acht Uhr auf dem Castle eintreffen. Jetzt ist es schon zwanzig nach.«

»Fahren Sie bis an die Kreuzung vor, dann rechts«, deutete McCasey noch vorn. »Dann immer geradeaus. Achten Sie auf die Feldwege! An den Einmündungen müssen Sie vorüber. Die vierte ist es

dann. Der Weg führt tiefer in die Grampians hinein. Gemütlich zu fahren ist das allerdings nicht. Früher gab es Hinweisschilder hier in der Gegend. Aber eines Tages waren sie verschwunden. Und seitdem der amerikanische Filmfritze in dem Castle wohnt, sind auch die Schilder draußen auf der Landstraße verschwunden. Dieser Yankee will offenbar ungestört am Ende der Welt wohnen.«

»Zu dem Yankee wollen wir«, lachte die Blonde. Sie machte einen frischen und fröhlichen Eindruck, und McCasey fragte sich unwillkürlich, ab Hariett in ihren besten Zeiten jemals auch nur einen Bruchteil dieser Frische und Fröhlichkeit besessen hatte.

Das Ergebnis war mager. Da war es kein Wunder, daß er zum Trinker geworden war. Alles hatte schließlich seine Ursache. Bei diesem aparten Wesen vergaß man, seine Sorgen im Alkohol zu ertränken.

»Es ist nicht mehr weit«, ging McCasey auf die erste Frage der fremden Frau ein. Er warf dabei einen Blick auf den Mann am Steuer, der nervös mit seinen Fingern auf dem Lenkrad trommelte. Der Fahrer trug einen dunklen Abendanzug und eine dezent gemusterte Krawatte. Der Mann strahlte wie seine Begleiterin den Hauch vornehmer Eleganz aus.

»In spätestens zehn Minuten sind Sie dort. – Ist wohl ein großes Fest auf Manon-Castle, wie? Habt Ihr auch den Earl eingeladen?«

»Welchen Earl?« fragte die Platinblonde.

»Philipe, Earl of Manon-Castle«, krächzte McCasey. »Angeblich spukt er immer noch im Gemäuer herum. Hat mein Freund Muligan jedenfalls gesagt.«

Die Blonde und der Mann am Steuer lachten.

»Vielen Dank für die Auskunft«, sagt die Frau. »Wir werden aufpassen, ob wir den Earl sehen.«

»Wenn wir ihm begegnen, richten wir ihm schöne Grüße von Ihnen aus, einverstanden?« warf der Mann hinter dem Steuer ein. In der Dunkelheit blitzten seine weißen Zähne wie Perlen.

»Mit Geistern soll man nicht spaßen«, knurrte McCasey, als der Wagen anrollte. »Versündigen Sie sich nicht! Ich glaube – das nämlich war James' Fehler…«

Er blickte dem frisch gewachsten und chromblitzenden Ford nach, wie er um die Straßenecke verschwand, und schwankte dann langsam auf unsicheren Beinen nach Hause.

*

Andrew O'Hara war das, was man als einen gutaussehenden Mann bezeichnen konnte.

Markante, männliche Züge, ein energisches Kinn, ein großartiges,

weltgewandtes Benehmen waren ihm eigen.

O’Hara stammte aus Glasgow. Er unterhielt dort ein Studio, in dem er Werbefilme für die Leinwand und das Fernsehen drehte.

O’Hara war ein Allroundgenie. Er schrieb die Sketche selbst, war sein eigener Hauptdarsteller und Regisseur und war ständig bemüht neue Gags zu erfinden. In ganz England waren seine witzigen, intelligenten Sketche bekannt und wurden am liebsten gesehen. In einer neuen Filmserie, die einmal in der Werbung wöchentlich samstags über den Bildschirm flimmerte, trat Andrew O’Hara mit einer mannsgroßen Zeichentrickfigur auf, die er »Bully« nannte. »Bully« war Mittelding zwischen Mensch und Rindvieh. Die Dialoge, die die beiden wechselten, waren zum Schreien. Der neue Erfolg hatte es mit sich gebracht, daß eine Produktionsfirma, die vierwöchentlich eine Unterhaltungssendung für den Bildschirm produzierte, mit ihm zusammenarbeiten wollte.

O’Haras Stern ging auf. Vor einem Millionenpublikum würden zwei in Arbeit befindliche Filme zur Hauptsendezeit über den Bildschirm flimmern. Der Erfolg für den Allroundman aus Glasgow war nicht nur ein moralischer, sondern auch ein beachtlich finanzieller.

Und da das Rad schon mal in Schwung gekommen war, drehte es sich auch munter weiter.

Ed Hopkins, der in den Staaten allgemein nur der »verrückte Cowboy« genannt wurde, war ebenfalls auf ihn aufmerksam geworden.

Hopkins war als Darsteller unzähliger Westernfilme zu Erfolg und Millionen gekommen. In einer Fernsehserie, die fünfhundert Folgen mit Hopkins in der Hauptrolle brachte, war Ed Hopkins’ Name mit ehernen Lettern in die Geschichte der Westerndarsteller eingegangen.

Hopkins’ Jugendtraum war es stets gewesen, einmal in seinem Leben so reich zu werden, daß er sich praktisch jeden Wunsch erfüllen konnte.

Von seinen ersten Honoraren kaufte er sich Kleider und Antiquitäten und richtete eine Wohnung ein, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Dann kaufte er ein Haus, dann baute er nach alten Vorlagen am Stadtrand von Los Angeles im Prominentenviertel inmitten eines fünftausend Quadratmeter großen, parkähnlichen Grundstücks ein Schloß im Stil der Zeit Königin Elisabeths I.

Auf dem Höhepunkt seiner Karriere wurde der Western-Star zum Produzenten. Und hier war Hopkins nicht weniger erfolgreich wie als Darsteller. Seine Filme, die die rauhe Wirklichkeit und Amerikas wilde Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Zelluloid bannten, wurden von Kennern schon jetzt als Klassiker bezeichnet.

Bei Ed Hopkins handelte es sich um eine Persönlichkeit, die von

einem unruhigen Geist beseelt war.

Wenn der Star nicht ständig etwas Neues unternahm und riskierte, dann war es nichts.

Vor zwei Jahren kam Hopkins von Amerika nach Großbritannien. Und hier, im Land der Burgen und Schlösser aus einer alten, geschichtsträchtigen Zeit, meinte er, endlich sein Zuhause gefunden zu haben. Er reiste durch das ganze Land, um irgendwo ein Schloß oder eine Burg zu finden, die sich nach Ergänzungs- und Wiederaufbauarbeiten zum Wohnen eignete. Die Tatsache, daß man solche Burgen und Schlösser tatsächlich käuflich erwerben konnte, brachte den »verrückten Cowboy« ganz aus dem Häuschen.

Er fand, was er suchte.

Das Manon-Castle, tief im Herzen Schottlands, in den Grampian-Mountains, entsprach seinen Vorstellungen. Und die Tatsache, daß dieses schottische Schloß in einem Gespensterführer eine führende Rolle einnahm, daß der Legende nach hier in den vergangenen Jahrhunderten seltsame Vorfälle und Geistererscheinungen registriert und beobachtet werden konnten, schien einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Hopkins' Entscheidung gehabt zu haben, hier zuzugreifen.

Das war sein Jugendtraum – ein eigenes Gespensterschloß!

Viele Gäste aus den Staaten hatten inzwischen dort übernachtet, Leute vom Film, von Fernsehen, von der Platte.

Ed Hopkins gab immer nur Partys im kleinen Kreis. So wie heute abend auch wieder. Und diesmal hatte O'Hara das Glück gehabt, unter den geladenen Gästen zu sein. Und ausgerechnet er, der vermutlich den kürzesten Anreiseweg hatte, kam zu spät.

Andrew O'Hara fuhr schnell. Die gute Federung des neuen Ford schluckte die beachtlichen Schlaglöcher, die es zu durchfahren und überfahren galt.

Der Mann aus Glasgow warf einen Blick auf seine attraktive Begleiterin. In der Einladung Ed Hopkins' stand, daß er in weiblicher Begleitung nach seiner Wahl kommen sollte. Er entschied sich für Ireen. Die charmante Platinblonde war eine seiner vielen Freundinnen, doch er war überzeugt davon, daß er mit ihr heute den größten Erfolg in Hopkins' Augen buchen würde. Hopkins, selbst ein Frauenheld, liebte es, von schönen Damen umgeben zu sein. Ireen gehörte zur Sonderklasse. Mit ihr konnte man sich sehen lassen, und O'Hara war überzeugt davon, daß dieser Partyabend im Manon-Castle trotz der unangenehmen Verspätung noch erfolgreich sein würde.

»Geister auf Manon-Castle«, flüsterte Ireen Bous lächelnd. »An was die Leute alles glauben. Ich habe das Gefühl, daß hier in den Dörfern, die in den Bergen liegen, die Zeit stehen geblieben ist.«

»Nicht nur in den Dörfern, Ireen. Ich möchte nicht wissen, wieviele Menschen heute noch oder wieder an Gespenster- und

Spukerscheinungen auch in den großen Städten glauben. Und wer weiß: Vielleicht ist wirklich etwas dran. Hinter den Fassaden kalter Betonhäuser, hinter der Welt der Technik, die wir uns geschaffen haben – können sich die Wesen, die das Denken und Fühlen unserer Vorfahren bestimmten, vielleicht noch besser verbergen, als hinter massigen Mauern und in dunklen Wäldern.«

»Du glaubst an – Gespenster?«

»Glauben ist zuviel gesagt. Ich kann mir vorstellen, daß es welche gibt, Ireen. Wenn die Leute hier in Blairgrownie behaupten, daß der alte Earl noch in den Gemäuern seines Castle spukt – dann ist es nicht meine Sache, ihnen diesen Glauben zu nehmen. Vielleicht begegnet er uns heute abend, wer weiß…«

Er lachte und legte den Arm um ihre Schultern. Der Duft ihres betörenden Parfüms stieg ihm in die Nase.

Am Ortsausgang wies ein Schild in Richtung Pitlochry.

Die Straße war hier noch verhältnismäßig gut.

O'Hara konnte schnell fahren.

Ireen zählte die Feldwege, die auf die Hauptverkehrsstraße mündeten.

»Jetzt mußt du aufpassen!« sagte sie, als sie drei registriert hatte.

Andrew O'Hara wurde langsamer.

Zwei Meilen weiter kam die Abfahrt. Links und rechts dehnten sich Äcker und Wiesen auf hügeligem Gelände aus. Breit und überdimensional ragten die Lichtarme der Autoscheinwerfer in die Dunkelheit und rissen den unbekannten Weg aus der Finsternis.

Fünf Minuten lang ging es im wahrsten Sinne des Wortes über Stock und Stein, dann auf direktem Weg in die Berge.

Der Weg war schmal und wand sich schneckenförmig in die Grampians.

Am Ende dieses Weges breitete sich ein steiniges Felsplateau vor den Augen der Ankommenden aus. Auf dem Plateau standen drei Autos.

Links führte ein schmaler Weg sehr steil in die Höhe. Man konnte ihn nur zu Fuß gehen.

O'Hara stellte seinen Ford auf dem Plateau rechts neben dem letzten Fahrzeug ab. Er fuhr ebenso weit nach vorn wie die anderen Besucher es getan hatten. Das Plateau war weder durch eine niedrige Mauer, noch durch aufeinandergeschichtete Steine, noch durch einen Zaun abgesichert. Gleich vor dem Kühler begann tief und zerklüftet die steil abfallende Schlucht.

Andrew O'Hara und seine hübsche Begleiterin stiegen aus.

Ireen ging vorsichtig bis zum vorderen Kotflügel vor und starrte in die Tiefe. Die Platinblonde schüttelte sich.

»Da wird's einem ja schwindelig, wenn man in die Tiefe starrt«,

sagte sie leise.

Rund zweihundert Meter unter ihr befand sich mitten zwischen den bizarren Felsen ein gewaltiger Krater, in dessen stillen Wasser sich Mond und Sterne spiegelten.

»Für einen romantischen Ausblick haben wir jetzt keine Zeit. Komm'!« Er nahm sie bei der Hand, und gemeinsam liefen sie auf den Pfad zu, der zu dem düsteren Schloß führte.

Das Manon-Castle lag unter dem silbernen Mondlicht wie eine trutzige Silhouette aus dem Zeichenblock eines mystischen Malers.

Hart und scharf hoben sich die Zinnen gegen den mondhellen Himmel ab. Steil und massig ragten die Türme und Erker aus dem Castle hervor. Hinter einigen der mit bunten Scheiben versehenen Fenster brannte schummriges Lacht.

Vor dem schweren Holztor angekommen, auf das breite Eisenbeschläge geschmiedet waren, zog O'Hara an einer Kette. Im Schloßhof schlug eine Glocke an, deren Klang gespenstisch durch die Nacht hallte.

Nur eine halbe Minute später wurde das Tor geöffnet. Von Ed Hopkins, dem Besitzer des Manon-Castle höchstpersönlich.

Hopkins zeigte sein strahlendstes Lächeln und begrüßte die Ankommenden überschwenglich.

»Ich muß uns entschuldigen, Ed«, begann O'Hara sofort nach seinen Begrüßungsworten. »Die Verspätung tut mir leid. In Blairgrownie…«

Hopkins winkte ab und ließ seinen Besucher nicht ausreden. »Schon gut, schon gut! Kein Wort mehr darüber, Andrew! Kann passieren. Manon-Castle liegt schließlich nicht in der Oxford Street von London.« Er lachte wie über einen guten Witz. »Alle Entschuldigungen sind angenommen. Wer eine solche Frau mitbringt, dem ist alles verziehen.«

Ed zeigte noch immer sein Leinwandlächeln.

Hopkins trug seine Westernkleidung und sein aschblondes Haar war aufgehellt.

Er hakte Ireen Bous unter und meinte fröhlich: »Die ganze Arbeit mit dem Anziehen hättet ihr euch ersparen können…«

»Nanu?« fragte Ireen verwundert. »Hätten wir etwa nackt kommen sollen? Gibt das 'ne Sexparty?«

»Das erste stimmt nicht – das zweite ist nicht auszuschließen!« Hopkins lachte schallend. »Heute abend gelingen mir die tollsten Bonmots, findet ihr nicht auch?«

Er erwartete das Lachen der hübschen Ireen und des Allroundgenies O'Hara als Zustimmung.

»Spaß beiseite, Freunde: heute abend geht's rund im Western-Stil. Eure Kostüme warten schon auf euch. Aus dir, Andrew, mach' ich 'nen

smarten Cowboy, aus dir, Ireen, ein Cowgirl – oder auch ’ne Saloonamsel. Bei der Figur… hoho! Ich freu’ mich schon auf den ersten Tanz mit dir nach den Klängen meines elektrischen Klaviers.«

Er drückte das Tor wieder zu und legte einen gewaltigen Riegel vor.

An den kahlen Wänden befanden sich in regelmäßigen Abständen Öllampen, deren blakender Schein nur eine geringe Lichtausbeute ergaben.

Hopkins und seine Besucher durchquerten den Hof und betraten den südlichen Flügel des umfangreichen Schloßgebäudes. Es war eigentlich unvorstellbar, daß Hopkins hier mit nur zwei Angestellten auskam.

Außer ihm lebten hier auf Manon-Castle ein original englischer Butler, den Hopkins in London angeworben hatte und Lili, eine Art Mädchen für alles. Lili kochte, wusch und hielt dem unverehelichten Hopkins den Haushalt in Ordnung.

Insgesamt gab es auf Manon-Castle achtzig Zimmer. Aber zum Glück für Lili waren die nicht alle bewohnt und eingerichtet. Das allerdings war das Ziel des quirligen, nie zufriedenen Hopkins. Er wollte alles mit Leben erfüllen. Es war erstaunlich, wieviel hier in den letzten Jahren an Restaurationsarbeit geleistet worden war.

Obwohl Hopkins ein Narr altertümlicher Dinge war, hatte er seine Lust nach Bequemlichkeit nicht zähmen können.

Innerhalb des Schlosses gab es elektrische Beleuchtung. Den Strom hierzu lieferte ein ölgetriebener Generator, der in einem der unzähligen Kellergewölbe untergebracht war.

Der gleiche Generator sorgte auch dafür, daß die elektrischen Heizungen funktionierten, die an den Fußleisten der Wände entlangliefen und in der kalten Jahreszeit für angenehme Temperaturen sorgten.

Der schloßeigene Brunnen lieferte wieder wie in alten Tagen Wasser. Nur mit dem Unterschied, daß keine Leibeigenen oder Esel das Rad drehten, um das kostbare Naß aus der Tiefe des Felsens zu hieven, sondern eine elektrische Pumpe dies besorgte.

Es ging durch endlose Gänge, und die Schritte der drei Menschen hallten durch die Luft. Aus einem Saal drangen Stimmen, Lachen und Musik. Dort waren Menschen zusammen.

Hopkins winkte ab. »Da geht’s noch nicht rein. Erst in die Umkleidekabine.«

Die Umkleidekabine war ein Raum in der Größe von rund fünfzig Quadratmetern.

Unter hohen Fenstern standen kostbare alte, handgeschnitzte Stühle und gewaltige Sessel. Am vorderen Ende des Raumes befand sich ein Kamin, in dem Holz aufgestapelt war.

In der Mitte auf großen, bunten Mosaikplatten, standen Hocker, auf denen fein säuberlich verschiedene Kostüme ausgebreitet lagen.

»Das ist für dich, Ireen – das ist für dich, Andrew«, sagte Hopkins schnell. Im nächsten Moment griff er auch schon nach dem weitgeschnittenen, mit Rüschen versehenen Kleid und hielt es vor Ireen hin.

»Wunderbar«, sagte er. »Idealmaße. Da braucht man nichts abzunähen und keinen Umtausch vorzunehmen. Nichts wie raus aus den Kleidern, und rein in die Klamotten…«

Er schien es für ganz selbstverständlich zu halten, Ireen beim Umziehen zu helfen. Der exzentrische »verrückte Cowboy« aus Oklahoma dachte sich überhaupt nichts dabei. Und da in den Klatschspalten des In- und Auslandes schon genügend über Hopkins Privatleben gestanden hatte, nahmen Ireen und Andrew O'Hara die Eigenheiten ihres Gastgebers hin. Es war schon eine besondere Ehre, von Hopkins eingeladen zu werden.

Das Kleid stand Ireen Bous in der Tat, als wäre es für sie geschneidert worden.

Hopkins brüllte ein lautstarkes Yipeeee! und sprang wie weiland Rumpelstilzchen auf einem Bein herum.

Auch O'Hara machte sich als Cowboy gut. Hopkins legte auch bei ihm letzte Hand an, da er mit dem Sitz des Halstuches und dem des Hutes nicht ganz zufrieden war.

Von der Umkleidekabine aus ging es direkt in das Zimmer, in dem die Geselligkeit stattfand.

Die zweiflügelige Tür auf der anderen Seite des Saales war die Verbindung in einen Raum, in dem neun Leute auf die letzten Gäste warteten.

Mit großem Hallo wurden Andrew O'Hara und Ireen Bous aus Glasgow empfangen. Drinks wurden ihnen gereicht. Ein kaltes Büfett war angerichtet.

Die einzelnen Personen stellten sich vor oder wurden vorgestellt.

Die meisten stammten aus weiter Entfernung. Unter den Gästen waren auch Elena und Mike, ein Gesangsduo-Paar aus Liverpool. Beide hatten schwarze Haare und dunkle Augen, und obwohl sie keine Geschwister waren – sondern Mann und Frau – sahen sie sich sehr ähnlich.

Die Freundin, die Ed Hopkins sich für diese Nacht eingeladen hatte, hielt sich schon seit vierzehn Tagen im Castle auf, wie sehr schnell herauskam.

Sie kam aus New York und hatte den weitesten Weg hinter sich.

Sie war schlank, äußerst charmant und hatte ein ansteckendes Lachen.

Im Nu gehörten Andrew O'Hara und Ireen Bous dazu und fanden

sofort Kontakt.

Die Drinks, die die Runde machten, die flotte Musik, die mal vom Band kam, mal vom elektrischen Klavier, mal durch die gitarrenspielenden Elena und Mike produziert wurde, schuf die richtige Atmosphäre, um schnell in Stimmung zu kommen.

Auch das ganze Drumherum verfehlte seine Wirkung nicht. Der große Raum war ganz im Stil einer Western-Bar eingerichtet – und die Menschen, die sich hier vergnügten, paßten in ihrer Kleidung einfach dazu.

In großer Abendgarderobe wäre diese Art Party einfach nicht möglich gewesen.

Es wurde getrunken, gegessen, getanzt, gelacht und gescherzt.

Ed Hopkins war ein aufmerksamer und salopper Gastgeber, der am laufenden Band Witze riß, und dem das Repertoire nie auszugehen schien.

Elena lag unter dem Tisch und hielt sich den Bauch vor Lachen und Tränen schossen ihr in die Augen.

Eds Freundin stand an der Western-Bar und sprach dem Whisky zu. Daß sie dabei vor sich hinlachte und mitunter nur kicherte, lag weniger an Hopkins knallharten Witzen als daran, daß die langhaarige Blondine mit den blauen Augen einer Porzellanpuppe und dem üppigen Busen einer Marilyn Monroe schon so weit alkoholisiert war, daß sie überhaupt nicht mehr wußte, weshalb sie eigentlich lachte.

Es wurde nicht langweilig.

Ed, der eine Zigarette nach der anderen rauchte und von dem ein betäubend-süßlicher Duft ausging, kam ständig auf neue Ideen.

Er hatte sich offenbar mehrere Spiele ausgedacht, die bei der heiteren Gesellschaft gut ankamen.

Zu vorgerückter Stunde kam er plötzlich auf die Idee, durch Los zwei zusammengehörige Paare zu bestimmen, die sich trennen und irgendwo im Schloß ein Versteck suchen sollten. Die anderen sollten gemeinsam die Versteckten suchen, wobei festgesetzt wurde, daß – fand ein Mann eine Frau oder umgekehrt eine Frau einen Mann – für sie die Nacht Partner sein mußten.

Das Los fiel auf Elena und Mike und auf Sandy und Ed Hopkins.

Die Schauspielerin aus New York hatte schon gehörige Schlagseite, aber sie machte das Spiel mit.

Jeder verließ die Western-Bar einzeln.

Nachdem alle vier Auserwählten gegangen waren, ließen die Zurückgebliebenen laut Absprache noch volle fünf Minuten vergehen.

Dann machten sie sich gemeinsam auf, um die andern zu suchen.

Keiner kannte das Castle. Alle Gäste, die zu der Western-Party gekommen waren, hielten sich zum ersten Mal hier auf. Und darin lag die Schwierigkeit, die Ed Hopkins offenbar mit einkalkuliert hatte.

O’Hara bezweifelte, ob es bei der Auslosung ganz reell zugegangen war. Er hatte Ed Hopkins vielmehr im Verdacht, den Losausgang so gedreht zu haben, daß er und seine Sandy mit von der Party waren, die sich absetzten, während die anderen, die sich partout hier nicht auskannten, mit der Sucherrolle befaßt waren.

»Das Castle ist doch wie ein Labyrinth«, sagte ein Mann an O’Haras Seite. Es war der Reporter John Hiller aus Perth. Hiller war Mitte dreißig und hatte das Aussehen eines Athleten. Hiller war Mitarbeiter bei den »Perth Signals«, einer Tageszeitung, die in und um Perth am meisten gelesen wurde. Als Reporter und Feuilletonredakteur lag ihm daran, den Lesern nicht nur knallharte Tatsachen zu servieren, sondern hin und wieder in den umfangreichen Wochenendausgaben auch etwas fürs Gemüt.

Ed Hopkins war hier in Schottland nicht minder bekannt als in den Staaten. Jedermann kannte den verrückten Cowboy. Auch Hillers Berichte über den Kauf und den teilweisen Wiederaufbau des Manon-Castles hatten ihren Teil dazu beigetragen, den verrückten Cowboy in diesem Teil der Welt noch populärer zu machen, als er schon war.

Andrew O’Hara grinste. »Dann kann es sein, daß er uns mit einer abendfüllenden Aufgabe beauftragt hat.«

Hiller nickte. »Das will ich meinen. Abgesehen von den bekannten Räumen und Sälen und den offiziellen Türen, gibt es hier ’ne Menge geheimer Türen und Gänge und Durchlässe, von denen kein Mensch weiß, wohin sie führen. Schade, daß ich jetzt den Plan nicht dabei habe…«

Die Zuhörer in seiner unmittelbaren Umgebung erfuhren, daß John Hiller einen alten Bauplan – offenbar eine Kopie – studiert hatte, nachdem Hopkins’ Einzug feststand.

»Aber so etwas hat man natürlich nach Jahren nicht mehr im Kopf.«

»Wie ich Ed kenne, führt er wieder irgendeine Überraschung im Schild«, warf eine junge, rothaarige Frau plötzlich ein, die sie begleitete und deren Namen Andrew entfallen war. »Ich bin dafür, daß wir uns weniger ernst an die Spielregeln halten, die er uns gegeben hat. Warum sollen wir als Gruppe suchen? Da kann das Spielchen stundenlang dauern, und inzwischen amüsiert Ed sich irgendwo mit seiner Sandy und lacht sich ins Fäustchen, daß wir so dumm sind, alles schön zu befolgen. Bei ihm kommt man weiter, wenn man nicht genau das tut, was er erwartet, sondern ihm Widerstand entgegensetzt. Und das wiederum ist eigentlich das, was er noch mehr erwartet. Das kommt nämlich zum Schluß dabei heraus, so verrückt sich es anhören mag.«

Die mit dem Suchen beauftragte Gruppe kam zu dem Schluß, daß die vorgetragene Idee der Rothaarigen nicht schlecht wäre. Die

Gruppe teilte sich daraufhin. Paarweise nahm man sich verschiedene Stockwerke und verschiedene Richtungen vor.

Nach zwei Minuten sah kein Paar mehr das andere, und Andrew O'Hara und Ireen Bous liefen durch einen Teil des Castles, der sich aufteilte in viele Durchlässe und Korridore.

Das Paar stand in einem großen, düsteren Saal, aus dem mehrere hohe, zweiflügelige Türen führten.

Ireen zeigte sich enttäuscht. Sie zupfte an den Rüschen ihres Western-Kleides und meinte: »Ich weiß gar nicht, was das soll, Andrew. Es hat alles so schön und beschwingt angefangen. Und nun diese Sucherei. Die geht mir auf die Nerven. Das ist langweilig, Andrew.«

Er nickte. »Ja, ist es. Aber ich kann mir nicht denken, daß Ed so fantasielos ist, uns jetzt stundenlang herumirren zu lassen. Irgend etwas hat er uns verschwiegen. Da kommt noch was nach…«

Es war, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Im Zwielicht des Saales vor ihnen wurde plötzlich mit großem Lärm eine Tür aufgerissen – und mit schrillem Aufschrei stürzte eine schattenhafte Gestalt herein.

»Hilfe! Hilfe!«

Es war die Sängerin Elena. Sie torkelte in den Saal, stolperte, fiel zu Boden und schrie auf, als ob unsichtbare Hände sie berühren würden. Sie rappelte sich wieder auf und rannte zwischen den dunklen, massigen Säulen zum entgegengesetzten Korridor.

»Elena!« rief O'Hara und spurtete los.

Die Sängerin blieb wie vom Donner gerührt stehen, warf sich dann herum und wartete, bis das Paar sie erreicht hatte.

»Elena? Was ist denn los, um Himmels willen? Warum schreist du denn so?«

Elena riß die Augen auf. In wirren Strähnen hing das Haar in ihrer Stirn. Das gesunde Braun, das ihr Antlitz vorhin auszeichnete war einem fahlen Gelb gewichen. Elena sah erschreckend aus.

»Es kann nicht wahr sein«, stieß sie heiser hervor. »Sagt, daß es nicht wahr sein kann…«

Aus unnatürlich weit aufgerissenen Augen starrte sie ihre beiden Gegenüber an.

»Was soll nicht wahr sein, Elena?«

»Mike – ich habe ihn sterben sehen… ein Geist – hat ihn getötet!«

*

Ihre Stimme klang schaurig, und Andrew und Ireen lief es eiskalt über den Rücken.

Dann lachte Andrew O'Hara plötzlich. »Das ist es! Eds Idee!«

»Was ist – Eds Idee?« reagierte Elena bleich.

»Der Geist! Er wohnt in einem Geisterschloß – also muß er uns auch seinen Geist vorstellen. Das ist doch ganz klar.«

Elena schluchzte trocken. Sie wollte etwas sagen, aber die ersten Worte, die über ihre Lippen kamen, wurden zu dumpfen, unartikulierten Lauten.

»… nein, nein, das kann nicht seine Idee gewesen sein. Mike liegt dort hinten – im Keller – tot. Er rührt sich nicht mehr. Man hat ihn ermordet!«

Sie war nicht abzubringen von dieser Wahnidee, und den Eindruck, den sie bei beiden hinterließ, war so gewaltig, daß O'Hara und Ireen nicht wußten, ob Elena den Verstand verloren hatte oder ob sie eine so gute Schauspielerin war und ihre Rolle perfekt spielte – so perfekt, wie Ed Hopkins das möglicherweise erwartete.

»Führe uns hin!« forderte Andrew O'Hara sie kurz entschlossen auf.

Sie nickte abwesend und nagte an ihrer weißen Unterlippe.

Elena lief wie in Trance in die düstere Halle und stieß die große Holztür nach außen. Dahinter breitete sich ein kahler Korridor aus, in dem eine einsame Öllampe blakte. Das ließ den Schluß zu, daß hier in diesem Teil des Castle noch keine elektrischen Kabel verlegt waren.

Eine steinerne Treppe führte nach unten.

Elena weigerte sich voranzugehen. Sie gab O'Hara ein Zeichen, vor ihr herzulaufen. Der Allroundman aus Glasgow tat das ohne jegliche Bemerkung.

Am Ende der Treppe befand sich ein Durchlaß, der in ein Gewölbe führte.

Hier unten lagerten alte Fässer und Flaschen, standen uralte nach Schimmel und Moder riechende Kisten aufeinandergestapelt.

Durch dick verstaubte Fenster drang fahles Mondlicht, schuf in der Tat eine gespenstische Atmosphäre, und es entging O'Hara nicht, daß auch Ireens Nervosität wuchs.

»Wir sind in Eds Schloß. Wir sind Gäste«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Ich bin überzeugt davon, daß Elena einem Irrtum zum Opfer gefallen ist, daß es hier unten nichts gibt, weshalb wir uns fürchten müßten…«

Ireen schluckte. »Das sage ich mir zwar auch immer wieder, Andrew. Aber es nützt nichts.« Ihre Stimme klang belegt, und sie hielt sie unwillkürlich gesenkt, als fürchte sie, laute Worte vermöchten hier unten irgendein lauerndes, schlafendes Unheil aufzuwecken. »Ich muß an meine Kindheit zurückdenken… Wir wohnten in einem schrecklich alten Haus. Oft mußte ich abends noch in den Keller, um Vater eine Flasche Wein oder Bier raufzuholen oder auch nur um noch ein paar Holzscheite herbeizuschaffen, um im Winter den Kamin am Brennen zu halten. Es war für mich jedesmal eine Tortur. Ich blieb oben an der

Kellertür stehen und lauschte nach unten. Obwohl das Licht brannte – kein besonders helles natürlich – hatte ich das Gefühl, als würden hinter den Lattentüren Ungeheuer und Gespenster lauern und nur auf mich warten. Es war, als ob ich Spießruten lief. Ich jagte die Kellerstufen hinab, öffnete in fliegender Hast das Schloß an der Tür, raffte Holz zusammen oder griff nach einer Flasche und sah mich ständig in der Runde um. Atemanhaltend jagte ich die Treppe wieder hoch, löschte das Licht und knallte die Tür ins Schloß, froh, noch mal heil davongekommen zu sein. Die Angst saß mir jedesmal im Nacken. Und jetzt – spüre ich wieder das gleiche Unbehagen, Andrew. Ich mag keine Kellerräume. Laß uns nach oben gehen, bitte…!«

»Mike«, sagte O'Hara, Elena ansehend. »Wo ist er?«

»Da vorn – hinter der Tür…«

»Eins verstehe ich nicht.«

»Was verstehst du nicht, Andrew?«

»Ed hatte verlangt, daß jeder sich ein eigenes Versteck suchen sollte. Warum habt ihr euch nicht daran gehalten?«

»Wir haben uns jeder ein anderes Versteck gesucht. Das heißt… wir wollten… jeder hier unten, einer allerdings in Sichtweite des ändern… um den Spaß mitzuerleben, wenn einer entdeckt würde…« Ihre Stimme klang brüchig und abwesend. Sie deutete auf die dunkle Tür vor sich in der Mauernische. Die Ecke war so dunkel, daß nur nach wiederholtem Hinsehen überhaupt eine Tür erkennbar war.

Andrew öffnete sie. Die Klinke war noch warm.

Der Raum dahinter war stockfinster. Hier gab es kein Fenster mehr.

O'Hara blieb einige Sekunden lang auf der steinernen Schwelle stehen, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Auf dem Boden vor sich sah er verkrümmt eine Gestalt liegen.

»Mike?« fragte O'Hara mit rauher Stimme. Er griff in seine Weste, zog ein Streichholzbriefchen heraus und riß ein Holz an.

In der aufflackernden Flamme sah er die reglose Gestalt am Boden liegen.

Es war der Sänger Mike.

Andrew ging neben dem Liegenden in die Hocke. Auf den ersten Blick war keine äußere Verletzung zu erkennen.

Elena wimmerte. Sie mußte die Faust gegen die zitternden Lippen pressen, um nicht laut aufzuschreien.

Ireen wirkte nicht minder blaß wie Elena.

»Hier«, Andrew O'Hara reichte die Streichhölzer hinter sich. »Reiß mir von Zeit zu Zeit eines an…«

Wortlos nickte Ireen. Sie konnte in dieser Situation nichts sagen.

Andrew drehte den reglosen Körper auf die Seite, fühlte den Puls, horchte das Herz ab und hielt sein Gesicht an das Mikes.

»Nichts. Er ist tot… Aber wie…«

Da flammte das neue Streichholz auf. Und er sah die glasigen Augen und den blauunterlaufenen Hals. Würgemale!

»Er ist erwürgt worden. Wir müssen die Polizei verständigen, verdammt, daß das aber auch…«

Da warf er den Kopf zurück.

Er riß die Arme hoch, und ein unheilvolles Krächzen kam aus seiner Kehle.

»Andrew! Was ist denn los mit dir?« schrie Ireen angstvoll.

O'Hara sprang in die Höhe. Er flog gegen die dunkle, kahle Wand und stemmte die Arme von sich, als wehre er sich verzweifelt gegen einen unsichtbaren Gegner.

Sein Gesicht lief blaurot an, aus seiner Kehle kam nur noch ein dumpfes Krächzen, und die Augen schienen mehr und mehr aus seinem Gesicht hervorzuquellen.

Verkrampft riß er seine Hände an und versuchte sie in sichtbarer Verzweiflung seinem Hals zu nähern, um den Würgegriff, in den er geraten war, aufzulockern.

»Wie bei Mike! Um Himmels willen! Wie bei Mike!«

Elena schrie es nur so heraus, und ihre laute Stimme hallte durch den gespenstischen Kellerraum, in dem sich ein unvorstellbares Ereignis abspielte.

Die Sängerin warf sich herum.

Ireen Bous war hin- und hergerissen zwischen einer panischen Angst und dem Gefühl, helfen zu müssen.

Das Letztere siegte.

»Andrew!« Mit einem Aufschrei warf sie sich nach vorn.

O'Hara rutschte an der Wand herunter, er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Die Luft wurde ihm abgestellt. In den brechenden Augen, die Ireen Bous im verlöschenden Licht des abbrennenden Streichholzes erblickte, meinte sie einen warnenden Hinweis zu erkennen.

Flieh, schien der Sterbende ihr noch zurufen zu wollen. Flieh von diesem verfluchten Ort!

Sie griff noch nach O'Hara und wollte ihn herumziehen. Aber er schüttelte sich wie im Krampf und kam nicht los aus dem Zugriff eines Gegners, den niemand sah – und der doch anwesend war!

Ireen Bous hielt es nicht länger aus.

Sie hörte sich schreien, ohne zu begreifen, was sie eigentlich schrie. Und dann begann sie zu laufen und wollte Elena nachrennen, die grauenerfüllt auf die Tür zuwankte.

Aber beide erreichten die Freiheit nicht mehr.

Die Tür flog krachend zu, als ob ein Wind durch den Keller fege. Krachend schlug sie ins Schloß.

»Nein!«

Absolute Finsternis hüllte die Frauen ein.

Sie waren allein – allein in einem Keller mit dem unsichtbaren Würger.

Da spürte Ireen Bous, wie sich eiskalte Hände um ihren Hals legten…

*

Die Villa stand zurückgebaut in einem etwa tausend Quadratmeter großen Garten.

Uralte Eichen und Kastanienbäume verliehen diesem Park die Patina des Alters.

Alt wirkte auch das Haus selbst, in dem der Psychiater Dr. Kurt Felkmann wohnte.

Stille und Nacht hüllte den Park und das Haus ein.

Es war nur wenige Minuten vor Mitternacht. In dem Taunusstädtchen Königsstein brannte nur noch in einzelnen Häusern Licht.

Dazu gehörte auch die Zwölfzimmer-Villa des Psychiaters und Hypnotiseurs Felkmann.

Er hatte noch Besuch. Das ging aus den beiden parkenden Fahrzeugen hervor, die auf dem kleinen Platz neben dem Haus abgestellt waren.

Das eine war ein blauer VW, das andere ein beiger BMW 520.

Die Gäste zu so später Stunde waren Katja Manstein und Frank Morell.

Frank verkehrte des öfteren hier im Haus. Dank Felkmanns Hilfe war es ihm gelungen, ein Geheimnis seines Lebens – eines früheren Daseins – zu ergründen. Seltsame Träume, die ihn fast an den Rand des Wahnsinns brachten, hatten sich als Erlebnisse und Kenntnisse eines fernen Lebens auf einem fremden Planeten herausgestellt. Frank Morell hatte auf Grund der hypnotischen Sitzungen, die Dr. Felkmann mit ihm durchführte, herausgefunden, daß er auf einem Planeten namens Tala-Mar lebte und daß das Volk der Dykten dort aus nie geklärten Gründen diese Welt verließ und irgendwo in der Tiefe des Kosmos untertauchte oder ausstarb.

In Tiefenhypnose war außerdem herausgekommen, daß Morells Dyktenseele durch den Schutz magischer Kräfte zur Wiedergeburt auserwählt wurde. Hier auf der Erde erlebte er ein zweites oder gar drittes Dasein, um sich stufenweise an ein wichtiges Objekt zu erinnern, das ebenfalls auf magischem Weg zur Erde geschmuggelt worden war: Der Mirakel-Kristall. Er fand ihn schließlich verborgen in einer unter den Wurzeln einer Dreiergruppe uralter Eichen unweit von

Bad Homburg.

Mit Hilfe dieses Kristalls vermochte Morell kosmobiologische Kraftströme auf sich einwirken zu lassen, die seinen Körper völlig verwandelten und ihn befähigten, sich frei wie ein Vogel durch die Lüfte zu schwingen und die herrschenden physikalischen Gesetze, denen notgedrungen jeder menschliche Körper unterworfen war, für sich unwirksam werden zu lassen.

Trotz der Fähigkeiten, die er mit Hilfe des Kristalls wecken konnte, war und fühlte Morell sich als Mensch. Darüber hinaus aber kam es ihm an, soviel wie möglich über seine erste Dyktengeburt zu erfahren und über die Gestalten seiner menschlichen Vergangenheit, durch die er Schritt für Schritt in das Geheimnis als Mirakel eingeweiht werden sollte. Die Ereignisse, die sich in der Vergangenheit abspielten, durften und konnten nicht vergessen sein für ihn. Je mehr er über sein Dyktendasein auf einer friedlichen, hochentwickelten Welt erfuhr, desto besser war das für all die Dinge, die noch als Mensch auf ihn zukommen würden.

Felkmann hatte aus diesem Grund immer wieder Sitzungen mit ihm abgehalten. Der Erfolg war leider sehr mager.

Allein kamen sie hier nicht weiter. Es schien, als befände sich eine Barriere in seinem Bewußtsein, die nicht niederzureißen war.

Felkmann kam auf die Idee, ein Medium einzuschalten.

Katja Manstein war ein solches Medium.

Die achtundzwanzigjährige Frau mit der Pfirsichhaut und den großen, schwarzen Augen arbeitete seit Jahren unter einem Pseudonym bei einer deutschen Zeitschrift, die parapsychologische Phänomene und die gesamte Grenzwissenschaft behandelte.

Katja Mansteins besondere Fähigkeiten lagen darin, daß sie von sich behauptete, Stimmen aus jenseitigen Reichen zu empfangen. Aber damit waren ihre Talente nicht erschöpft. Das Medium empfing auch Bilder von drüben. Versuche unter strengsten wissenschaftlichen Bedingungen hatten ergeben, daß Katja Manstein in der Lage war, Filme zu belichten, auf denen sich nach der Entwicklung dann Bilder zeigten, die in fremden Städten aufgenommen zu sein schienen. Manchmal waren auch Menschen zu erkennen. Die fabrikfrischen Filme wurden in stählernen Kassetten aufbewahrt, die nicht nur verschlossen, sondern auch versiegelt waren. Die Filme waren zuvor unter strengsten Sicherheits- und Prüfungsbedingungen in die Kassetten gelegt worden. Es bestand kein Zweifel mehr daran, daß das lichtempfindliche Papier schließlich von den Gedanken des Mediums belichtet worden war.

Katja Manstein hatte unzählige Versuche hinter sich, die bewiesen, daß sie einen Einblick in das Reich der Geister nehmen konnte, daß sie aus diesem Reich Bilder und Antworten mitbrachte. Aber diese

Dinge hingen nicht in der Luft, sondern standen wiederum in Verbindung mit lebenden Menschen, denen eine Botschaft übermittelt werden sollte. In den meisten Fällen war es jedoch so, daß Katja Manstein nicht wußte, wem diese Botschaft galt, weil eben in den seltensten Fällen Namen genannt wurden.

In der jüngeren Vergangenheit jedoch hatte sie schließlich eine Methode entwickelt, die die Quote der Nachrichten von drüben an bestimmte Adressen blitzartig in die Höhe schnellen ließ.

Katja Manstein hielt engsten Kontakt zu den Menschen, die mit Fragen zu ihr kamen, die ihren Rat suchten.

Da das Medium meistens nur in der Nacht jene Jenseitskontakte aufnehmen konnte, war der Kreis der Eingeweihten und Freunde sehr klein geblieben. Aber die zu ihr hielten und bereit waren, mal eine ganze Nacht schlaflos zu verbringen, für die lohnte es sich dann auch.

Katja Manstein brauchte nur die Hand desjenigen zu nehmen, der eine Auskunft aus dem Geisterreich erwartete – sei es ein vergangenes Erlebnis oder eine zukünftige Prognose – und schon drängten sich ihr Bilder auf, die nicht mehr sie, sondern jenen Menschen betrafen, der sie berührte.

Diesen Versuch wollte Felkmann mit Frank Morell vornehmen.

Seit den frühen Abendstunden saßen der Hypnotiseur, Frank Morell und Katja Manstein aus Dortmund zusammen.

Das Medium verstand es, charmant und fröhlich zu plaudern und es unterschied sich in nichts von einem sogenannten normalen Menschen, wie man das allgemein wohl annehmen könnte.

Im Gegensatz zu Felkmann und Morell trank Katja Manstein allerdings nichts von dem Wein und griff auch nicht ein einziges Mal nach den Knabbereien, die in Kristallschalen bereitstanden. Sie hatte ein Glas klaren Sprudel vor sich stehen, von dem sie von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm.

Die Atmosphäre war fröhlich und aufgelockert, sie enthielt nichts von Spannung, obwohl jeder von dieser Nacht etwas Bestimmtes erwartete.

Felkmann erzählte aus seinem reichen Erfahrungsschatz, und Frank Morell wurde von Katja gebeten, etwas aus seinem Arbeitsalltag zu berichten. Sie hörte fasziniert zu, wie er erzählte, was er tat, wie er praktisch Maschinen erfand – die schließlich nach seinen Plänen gebaut wurden – und auch funktionierten.

Sie lächelte ihm zu. Der Mann, der ihr gegenübersaß, gefiel ihr.

Er wirkte frisch und natürlich. In seinem Antlitz zeigte sich manchmal ein nachdenklicher, beinahe melancholischer Zug. Dann gewann man als Zuschauer oder Zuhörer den Eindruck, daß Morell mit seinen Gedanken ganz woanders war.

Katja Manstein wußte nichts über das Geheimnis dieses Mannes.

Zwischen Morell und Felkmann bestand ein stillschweigendes Abkommen, hierüber in keinem Fall zu sprechen.

Die spektakulären Ereignisse in und um Frankfurt hatten in der letzten Zeit einen gewissen Staub aufgewirbelt. Sowohl in den Reaktionen der Zeitungen als auch in den Polizeirevieren waren mehrere telefonische Hinweise von Passanten eingegangen, die steif und fest behaupteten, in der letzten Zeit des öfteren einen Menschen in einem rot schimmernden Anzug wie einen Geist in der Luft über den Häusern der Stadt gesehen zu haben.

So absurd sich diese Hinweise zunächst anhörten, so unsinnig aber schienen sie gar nicht zu sein, wenn man sich vor Augen hielt, daß auch in den Kontrolltürmen sowohl des Militärs – wie auch des Zivilflughafens auf den Radarschirmen eine schnell vorüberfließende menschliche Form – wie es in einem offiziellen Bericht hieß – bemerkt wurde.

Das Rätselraten fing an. Eine Erklärung für einen fliegenden Menschen gab es nicht. Und so hüteten sich selbst die Blätter bisher sorgfältig, die es mit ihrer Berichterstattung sonst nicht so genau nahmen und denen jede Sensation willkommen war.

Doch wie lange diese Zurückhaltung noch anhielt, wagte auch Morell nicht vorauszusagen. Manchmal meinte er, daß seine Wohnung überwacht und die Wege, die er ging, ebenfalls beobachtet wurden.

War man auf der Spur seiner Identität?

Das wäre das Schlimmste, was ihm hätte zustoßen können. Niemand – außer Felkmann und nun möglicherweise auch Katja Manstein, die gegen ihren Willen das eine oder andere über sein Mirakel-Dasein erfahren würde – sollte wissen, daß er eine Doppelrolle spielte.

Katja unterbrach sich plötzlich und sagte: »Ich glaube, wir können den Versuch machen. Das Gefühl, daß etwas zustande kommt, ist plötzlich in mir.«

Morell beugte sich nach vorn. Sie lächelte ihn an und ergriff zärtlich seine Hand.

In dem gemütlich eingerichteten Salon, in dem Felkmann alte Möbel und Teppiche aus seiner Sammlung wohlgeordnet ausgerichtet hatte, herrschte plötzlich Totenstille.

Mit einem Seitenblick vergewisserte der Psychiater sich, daß auf der Kommode die Polaroid-Kameras nebeneinander lagen. Jede Kamera war mit einem frischen Film bestückt. In Ermangelung einer eigenen Dunkelkammer wollte Felkmann jedoch so schnell wie möglich das Ergebnis vor Augen haben, für den Fall, daß es zu einer Gedankenfotografie Katja Mansteins kam.

Das Medium machte einen äußerst konzentrierten Eindruck, und die frische, natürliche Hautfarbe wirkte noch intensiver, als würde

Katjas Haut in diesen Minuten stärker durchblutet.

Sie sah Morell an, und er meinte, der Blick aus diesen großen, schönen Augen würde sich bis auf den Grund seiner Seele senken.

Dann bewegte Katja die Lippen. »Ich erblicke einen See… Darin spiegelt sich eine Gestalt… Sie sind es, Morell… das Wasser teilt sich, als ob sich ein Tor öffne – ich habe das Gefühl, jetzt in einen tiefen Brunnen zu sehen. Die Tiefe des Universums breitet sich dahinter aus. Schwärze – ferne Planeten, die auf mich zuschweben… von einer Welt entfernt sich ein winziger Punkt, kommt rasend schnell auf mich zu, wird größer… größer… ein Mensch! Ein seltsamer Mensch! Er ist ganz von roter Haut bedeckt. Nein, es ist keine Haut… es ist eine hauteng anliegende Kleidung. Auf der linken Brustseite erkenne ich ein Symbol… einen leuchtenden Kristall… der Mensch ist eingehüllt in eine schimmernde Aura, und er zieht wie ein Komet einen langen, leuchtenden Schweif hinter sich her. Der Planet in der Tiefe des Kosmos hinter ihm strahlt wie ein geschliffener Diamant.

Der Fremde – ist jetzt direkt vor mir. Er ist kein Fremder… Ihr Gesicht, Morell, ich sehe wieder Ihr Gesicht. Was hat das zu bedeuten?«

Sie sah ihn erschreckt an und schien in diesem Moment sein Antlitz mit dem zu vergleichen, das sie in ihrer Vision sah.

Ihre Augen verengten sich wieder, ihr Gesicht wirkte still und zart und schien von innen heraus zu leuchten.

»Das All… lebt, es atmet wie ein lebendes Wesen… aus der Schwärze lösen sich schemenhafte Gestalten heraus… Geister… ihre Formen sind verschwommen, ich kann sie nicht richtig wahrnehmen… sie bewegen sich mit im Strom des Kometenschweifs, werden eins mit ihm… begleiten den fliegenden Menschen auf seinem Weg durch die Unendlichkeit… die Sterne werden blaß, das Universum grau… die Planeten lösen sich auf und vergehen in lautlosen Explosionen… eine alte Zeit? Eine ferne? Ich weiß es nicht… der Mann innerhalb der Aura gleitet weiter durch das All, und nun sehe ich, daß er nicht allein ist. Unzählige Wesen begleiten ihn, um ihn herum wimmelt es von Leben… menschliche Gestalten schälen sich aus dem blassen Grau… Mirakel, der Dyktenmann, befindet sich in der Welt der Geister… er gehört in deren Reich… ich… sehe jetzt, daß er die Richtung ändert, daß seine Begleiter, die wie schemenhafte helle Schatten wirken, die Bewegung mitmachen wie ein Mann… da! Eine andere Welt, von einem faszinierenden Grün wie ein Smaragd, ist Mirakels Ziel… er taucht ein in die Lufthülle und die Welt verändert sich… ich sehe wieder einen Brunnen, in den er verschwindet, und der Brunnen wird zum See, dessen Oberfläche sich schließt. In dem stillen Wasser spielen sich fremde Sonnen und Planeten… Mirakel… er kam von den Sternen, und er kehrt nach dort zurück… und…«

Da unterbrach sie sich. Deutlich war zu sehen, daß ihr Gesicht einen erschreckten Ausdruck annahm, daß sie Morell alias Mirakel ängstlich anstarrte.

»Was ist?« fragte Frank irritiert. Da merkte er, daß Katjas Blick durch ihn hindurchging, daß er gar nicht ihm galt, sondern der Wand hinter ihm!

»Die Frau…«, murmelte das Medium tonlos. »Was will die Frau hier bei uns?«

Morell wirbelte herum, auch Dr. Felkmann wandte blitzschnell den Kopf und blickte in die angegebene Richtung.

»Was für eine Frau, Katja?« fragte der Psychiater.

Katja Manstein schluckte. Sie reagierte nicht auf Felkmanns Worte, obwohl sie bei vollem Bewußtsein war.

Das Medium ließ Morells Hand los und ging langsam auf die gegenüberliegende Wand zu.

»Hilfe!« schrie die Fremde. Sie war schlank, hatte kurzgeschnittenes, platinblondes Haar und wirkte jung und attraktiv. Sie trug ein Kleid, wie es im vorigen Jahrhundert im Westen Amerikas üblich gewesen sein mochte. »Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!«

Die Stimme klang schaurig. Das Gesicht der Fremden drückte Todesangst aus. »Ich muß sterben… er tötet mich! Molochos Geister umringen mich… helfen Sie mir!«

Niemand außer Katja Manstein sah die Fremde und hörte deren gellende Hilferufe.

Katja Manstein stürzte nach vorn, um die Gestalt zu greifen. Aber da löste sie sich in Luft auf.

Zitternd starrte das Medium auf seine leeren Hände.

»Jemand braucht unsere Hilfe. Es muß etwas Schreckliches passiert sein, eben, in diesen Minuten… an einem andern Ort!«

Sie blickte die beiden Männer ratlos an.

Felkmann sprang auf. »Was haben Sie gesehen, Katja? Wen? Können Sie es genauer beschreiben?«

Sie nickte und öffnete die Lippen, um zu sprechen.

Doch sie kam nicht mal zum ersten Wort.

Sie riß blitzartig die Arme hoch, als wolle sie jemanden abwehren.

»Aaaaagggh!« hallte ihr verebbender Schrei durch die nächtliche Wohnung, und im nächsten Augenblick gab es Katja Manstein nicht mehr.

*

Ireen Bous wußte, daß es aus dem Grauen keinen Ausweg mehr gab.

Ihre Kräfte erlahmten. Obwohl die Angst alle Kräfte in ihr

mobilisierten.

Die kalten Hände des Unsichtbaren drückten erbarmungslos zu.

Die Luftzufuhr wurde ihr abgestellt. Ireen Bous' Körper wurde entsetzlich schwer, und sie hatte das Gefühl, in eine unendliche Tiefe und Schwärze hineingezogen zu werden. Sie meinte zu schreien, aber ihre Hilferufe entstanden nur in ihren Gedanken.

Dann war das Ende erreicht.

Dunkler und tiefer ging es nicht.

Und da ging die Schwärze auch schon über in ein graues Schimmern, das immer heller wurde.

Aus einer verzerrten Perspektive heraus sah Ireen Bous ihren Körper am Boden liegen und stellte zu ihrem Entsetzen fest, daß sie von oben herab auf ihn blickte.

Sie war tot!

Und doch lebte sie?!

Grauen, Ratlosigkeit und Verwirrung bildeten ein hektisches Karussell in ihrem Innern.

»Ireen, geliebte Ireen!« vernahm sie die Stimme neben sich.

»Andrew!«

O'Hara glitt auf sie zu. Er war so, wie sie ihn kannte, und unterschied sich in nichts von seinem toten Körper.

Sie tastete nach ihm und war überrascht, daß sie auf Widerstand stieß.

»Wo sind wir, Andrew? Was geht hier vor?« Sie blickte ihn an, aber ebensowenig wie er vermochte sie es, dem Blick standzuhalten. Sie mußte abschweifen – und sie sahen beide, wie es innerhalb weniger Minuten zum vierten unbegreiflichen Mord hier unten in dem Kellergewölbe kam.

Elena konnte nicht mehr fliehen. Auch sie war dem Verderben hilflos ausgeliefert und wurde erwürgt.

»Ich weiß nicht, was hier vorgeht, ich weiß es ebensowenig wie du, Ireen«, wisperte Andrew abwesend. »Wir sind tot – und wir existieren als Geister weiter. Aber wir können nicht eingreifen, das Unabänderliche verhindern. Wir sehen aus unserer neuen Welt in die alte, ohne selbst gesehen zu werden. Elena sieht unsere Körper am Boden liegen, die Abbilder unseres Geistes, der weiter existiert, sind unsichtbar für sie. So erfasse ich es, so kann ich es dir erklären.

Was der Alte uns in Blairgrownie sagte, scheint zu stimmen. Es gibt sie, die Welt der Geister, es gibt offenbar den unruhigen Geist des legendären Earl of Manon-Castle, der umgeht, weil ein unheimlicher Fluch seine Seele martert. In dem Moment, als ich starb, glaubte ich für den Bruchteil einer Sekunde das verzerrte Gesicht meines Mörders zu sehen, und ein Gefühl sprang mich an, das die bodenlose Angst und das namenlose Grauen auf mich übertrug, unter dem der Mörder

stand. Jetzt sehe ich ihn nicht mehr. Die unsichtbare Welt, in die wir geraten sind, Ireen, birgt für uns die gleichen Geheimnisse, wie sie jene unsichtbare Welt besitzt, die wir aus unserer Dimension aus nicht wahrnehmen konnten. Wir sehen Elena sterben – und können ihr nicht helfen. Wir sehen, daß sie erwürgt wird, aber selbst wir Toten nehmen nicht wahr, wo sich der Mörder befindet und wie er aussieht. Das bedeutet, daß hinter dieser Welt des Unsichtbaren noch eine andere, übergeordnete, unsichtbare Welt existiert. – Daß uns möglicherweise ein neuer, weiterer Tod bevorsteht.«

Ireen preßte die Hand an die Lippen.

Sie wich von ihrem reglosen Körper, der am Boden lag, zurück und bekam die dunkle, kahle Wand des gespenstischen Kellerraums in den Rücken.

Sie war darauf gefaßt, einen Widerstand zu spüren. Aber ihr Körper, der nicht mehr stofflich war, durchdrang das Gestein und kam auf der anderen Seite des Mauerwerks an.

Dabei machte sie eine neue Erfahrung.

Die Mauern des Castle waren nicht nur durchlässig für sie, sondern auch durchsichtig.

Von Bangen und Ungewißheit erfüllt sah sie Elenas verzweifelten Todeskampf.

Die junge Sängerin trommelte gegen die Tür und hatte anfangs noch geschrien, so laut sie konnte. Der Lärm pflanzte sich fort durch die anderen Räume und Säle und war tief im Castle zu hören.

Auch die anderen Wände waren durchsichtig, und Ireen Bous hatte das Gefühl, sie bestünden nur aus leicht getrübten Scheiben, die hintereinander oder verschachtelt aufgestellt wurden. Die vorderen Wände waren heller, je weiter hinten sie standen, desto trüber wurden sie.

Ireen nahm die Decken, Säulen, die Türen und Fenster weit entfernt liegender Räumlichkeiten wahr. Sie konnte sogar die »Western-Bar« sehen, in der sie sich vorhin aufhielten.

In den Aschenbechern verglommen die letzten Kippen. Das Bier in den Gläsern war schal. Niemand hielt sich dort auf.

Die Todesschreie O'Haras, Ireens und Elenas waren nicht ungehört verklungen. Entsetzt und ratlos lief alles durcheinander, näherten sich die »Sucher« jenem Bereich des Castle, der nicht bewohnt war.

Elena war tot. Ihr Geist löste sich schwebend von ihrem verkrümmt liegenden, reglosen Leib. Verwirrt und grauenerfüllt blickte auch sie sich um – und wie Andrew O'Hara und Ireen vernahm auch sie plötzlich die unheimliche Musik, die dumpf und disharmonisch klang, die anziehend und abstoßend zur gleichen Zeit war.

Ireen bemerkte, daß sie gar kein Interesse verspürte, mehr über

ihre neue Lebensform zu erfahren, länger hier zu verweilen und auf die Leichen zu starren.

Die Musik wirkte sich auf sie und die andern aus wie ein Hypnose.

Ireen wandte sich um.

Auch vor ihr wurden die Wände durchsichtig, und sie konnte die steil in die Tiefe führende Treppe zwischen zwei Säulen erkennen – und stutzte. Diese Treppen hatten doch vorhin noch gar nicht existiert?!

Sie konnte sich genau daran erinnern, daß sie durch diesen Korridor gekommen waren – sie und Andrew. Zwischen den beiden massiven Säulen waren sie vorhin gelaufen. Aber da hatte es keine Treppe gegeben!

Ireen fiel es wie Schuppen von den Augen.

In ihrem neuen, unstofflichen Zustand sah sie Dinge, die sie zuvor gar nicht hatte wahrnehmen können. Sie mußte stets daran denken, daß sie sich jetzt in einer anderen, unsichtbaren Welt befand, daß die Konturen dieser unsichtbaren Welt für sie nun immer stärker hervortraten, während die der zuvor sichtbaren Welt langsam verblaßten.

An der von ihr aus noch wahrnehmbaren untersten Treppenstufe bewegte sich eine Gestalt weiter abwärts in die Tiefe.

Es war der Geist des toten Mike.

Er blickte sich nicht ein einziges Mal um, er schien sich überhaupt nicht mehr für die andern und für das zu interessieren, was in dem Kellergewölbe vorging. Und für die Todesangst seiner eigenen Frau interessierte er sich auch nicht.

Die unheimlichen Klänge, in die sich nun leise, wispernde Stimmen mischten, zogen sie mehr und mehr in ihren Bann.

Ohne mit den Füßen den Boden zu berühren, schwebte die Tote auf die sich schneckenförmig nach unten windende Treppe zu. Sekunden später meinte sie, vor einem mit scharfen Rillen versehenen Krater zu stehen, der sich kegelförmig nach unten hin verjüngte.

Aus der Tiefe kamen die Klänge und die unheimlichen, zwingenden Gesänge.

»Atuur onn gh'aagh marnang heepfghuur, Molochos…«

Das letzte Wort war ihr nicht fremd. Ganz kurz entsann sie sich daran, daß dieser Begriff im Augenblick ihres Todes schon mal Bedeutung gewonnen hatte.

Ihr von Todesangst erfülltes Bewußtsein war für den Moment des Sterbens von unheimlicher Weitsicht und Klarheit gewesen.

Molochos, der Herr der Tiefe, der Fürst dämonischer Wesen, rief, und sie kamen und gehorchten.

Woher wußte sie, daß sie gehorchen mußte? Woher wußte sie, was diese Töne bedeuteten?

Sie folgte ihnen einfach, weil sie nicht anders konnte.

Und ebenso kritiklos folgten Andrew O’Hara und Elena, die Sängerin, nach.

Steil führte die scharfgewundene Treppe in die Tiefe, während im gleichen Moment die anderen Teilnehmer an der Western-Party Ed Hopkins’ durch den Korridor stürzten, die unsichtbaren Gestalten wie einen Hauch passierten, ohne sie zu bemerken und ohne zu diesem Zeitpunkt noch zu wissen, welch grausiges Geschehen sich hier manifestiert hatte – und welche Auswirkungen es noch haben sollte…

*

Sie kamen alle, und sie folgten der Richtung, aus der die furchtbaren Schreie gekommen waren.

Die Herbeigelockten – unter ihnen befanden sich auch Sandy, die Schauspielerin, und Ed Hopkins, die sich ursprünglich in der entgegengesetzten Richtung hatten verstecken wollen – liefen in den Keller.

John Hiller war der erste an der Tür und verlangte, daß seine Begleiterin einige Schritte zurückblieb, um nicht ahnungslos in eine Gefahr hineinzurennen.

Hiller warf sich gegen die massive Tür. Doch die war von innen versperrt.

Es war ihm nicht möglich, sie einzurennen.

Mit der Hilfe der anderen und einer herbeigeschleppten Axt wurde die Tür schließlich geknackt.

Im Licht der Öllampen, die Ed Hopkins ernst und schweigsam herbeiholte, bot sich den hier Versammelten ein Bild des Grauens.

Vier Leichen am Boden!

Niemand der hier Eingetroffenen wagte zu sprechen. Die Menschen standen förmlich unter einem Schock.

Eine Frau wurde ohnmächtig.

Ed Hopkins bahnte sich schweigend einen Weg durch den Kreis seiner sprachlosen und geschockten Gäste.

Sandy, die Blondine aus New York, blieb zurück, stand bleich und atemlos gegen die Wand gelehnt und die Augen in ihrem Gesicht glühten jetzt wie Kohlen.

John Hiller kam langsam aus der Hocke empor.

»Da ist nichts mehr zu machen«, sagte er rauh. »Bei keinem mehr. Wie konnte so etwas nur passieren…?«

Diese Frage beschäftigte sie alle. Eine Antwort wußte niemand darauf.

Als hätte er einen Stock verschluckt, so ging Ed Hopkins von einer Leiche zur andern – er bückte sich nicht mal, um ihnen den Puls

abzutasten, um zu hören, ob vielleicht nicht noch Leben in ihnen war.

Er schien einfach vorauszusetzen, daß dies so war…

Zu diesem Zeitpunkt dachte John Hiller über das befremdende Verhalten Hopkins' noch nicht weiter nach. Gleich darauf aber begriff er.

»Wir müssen sofort die Polizei benachrichtigen«, sagte Hiller. Er war der erste, der sich wieder faßte.

Hopkins nickte.

Er ging nach außen. Seine Freunde wichen vor ihm zurück. Der Western-Star sah erschreckend bleich aus.

Wie es sich im einzelnen entwickelte, wußte schließlich keiner mehr zu sagen.

Zwei Schritte vor der herausgeschlagenen Tür blieb Hopkins stehen, wandte sich um und zog langsam die beiden Colts aus seinen Pistolentaschen.

Er entsicherte die Waffen und richtete sie auf seine Gäste.

»Die Polizei erfährt gar nichts, damit wir uns verstehen«, sagte er eiskalt.

»Ed! Hast du den Verstand verloren?« entfuhr es Hiller. Die anderen standen da wie vom Donner gerührt. »Was soll der Unfug mit den Spielzeugpistolen? Hier hat im Moment keiner Sinn für solchen Klamauk, Ed…«

»Ich sehe, Ihr versteht nicht, was los ist. Das ist kein Spaß. Die Dinger sind echt. Und ich versteh' verdammt gut damit umzugehen…« Seine letzten Worte waren noch nicht verklungen, da drückte er die beiden Hähne ab.

Wie Donnergrollen pflanzten sich die beiden Schüsse, die wie einer klangen, in dem von Öllampen erhellten Kellergewölbe fort. Beide Projektile schlugen unmittelbar vor John Hillers Fußspitzen in den Steinboden. Zwei tiefe, rissige Dellen blieben zurück, Splitter spritzten empor, und die beiden Projektile surrten als Querschläger an Hillers Beinen vorbei und knallten irgendwo im dunklen Keller in die Wand.

Hiller war weiß wie eine Kalkwand.

Hopkins' andere Gäste, die noch ganz unter dem Schock der Entdeckung standen, begriffen spätestens in diesem Augenblick, daß mit dem »verrückten Cowboy« eine ganze Menge im Argen liegen mußte.

»Die beiden Fünfundvierziger spucken Feuer und keine Zündblättchen. Haltet euch das bitte vor Augen, ehe ihr auf die Idee kommt, Dummheiten zu machen. Ihr geht jetzt schön voran. Immer zweimal zwei hintereinander. Und komme keiner auf die Idee, plötzlich einen Schritt schneller zu gehen, als mir genehm ist.«

Das war kein Spaß mehr. Der Klang der Stimme Hopkins' sprach Bände.

Dieser Mann war zu allem entschlossen.

Hiller schluckte trocken. Demnach stimmte doch, was man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte. Hopkins nahm Rauschgift. Sein Hirn war vergiftet. Schock und Drogen schienen ihn völlig aus dem Häuschen gebracht zu haben.

Oder aber: wußte er etwas von den rätselhaften, unheimlichen Morden.

Wie kam er eigentlich auf Mord? Keiner der Toten hatte irgendwelche äußerlich erkennbare Verletzung aufzuweisen. Ein bedauernswerter, bis jetzt noch ungeklärter Unfall konnte die Ursache für den Tod der vier Gäste sein. Die Polizei würde das sehr schnell herausfinden…

Aber Hopkins hatte Angst. Er wollte irgendwas verbergen.

Was?

Der Amerikaner dirigierte seine Freundin neben ihn. Hinter Hiller lief ein junger Musiker aus London. Dessen Begleiterin bekam von den Merkwürdigkeiten zum Glück nichts mit. Die war noch immer ohne Besinnung.

Mit einem langen, erstaunten Blick maß John Hiller die monroebusige Sandy aus New York. Die stand noch immer völlig desinteressiert an der Wand gegenüber und verfolgte mit höhnischem Lächeln den Vorgang, den sie – wie er sich abspielte – offenbar ganz in Ordnung fand.

*

Er machte kurzen Prozeß.

In dem Korridor ging es nochmal zehn Stufen nach unten. Hinter einer faustdicken Holztür lagen mehrere Verliese nebeneinander.

Ed Hopkins hielt seine Gefangenen in Schach.

Sowohl Hiller als auch dessen Freundin und der junge Musiker Jim versuchten mehrere Male, Hopkins in ein Gespräch zu verwickeln, um ihm die Sinnlosigkeit und den Wahnwitz seines Tuns vor Augen zu führen.

Dies fruchtete nichts.

»Ihr könnt mich nicht beschwatzen. Haltet endlich eure Schnauzen.« Er behandelte die Menschen, die er am frühen Abend noch so begeistert und freundlich empfangen hatte wie den letzten Dreck.

Keiner wagte es, einen Ausfallversuch zu machen.

Der Weg vor ihnen – war eine Sackgasse. Eine gewaltige, mit Schimmel überwachsene Mauer, beendete den Korridor hinter der massiven Holztür.

Die Türen in die einzelnen Zellen waren nicht minder stabil und

mit schweren Schlössern versehen.

Der Weg hinter ihnen führte in die Freiheit. Aber da mußte man an dem irren Hopkins vorbei, der nicht zögern würde, sofort zu schießen.

In die erste Zelle wurde Jim dirigiert. Er wollte dort mit seiner Freundin bleiben.

»Nichts da«, fuhr Hopkins ihn an. »Hier unten gibt's genug Zimmer. Und für jeden von euch ist eins frei. Laß sie zurück, Jim!«

Dem angesprochenen jungen Mann blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. »Wenn sie zu sich kommt, Ed. Sie weiß nicht, was eigentlich los ist…«

»Sie wird's sehr schnell merken«, entgegnete Hopkins gefühllos. »Leg – sie auf den Boden.«

Es gab weder eine Pritsche noch eine Matratze noch ein Strohlager.

Die Zellen waren kahl und leer. Es wimmelte vor Ungeziefer und ganz hinten in der Wand gab es ein Loch, das groß genug war, um einer ausgewachsenen Ratte als Schlupfwinkel zu dienen.

Jim biß die Zähne aufeinander und tat, wie ihm befohlen wurde. Er hauchte der ohnmächtigen Freundin einen Kuß auf den Mund.

»Keine Sentimentalitäten, Jim! Das bringt niemand etwas. Ich bin gnädig und geb' dir die Zelle nebenan. Wenn das Frauchen da zu sich kommt, dann könnt ihr euch wenigstens durch Klopfzeichen verständigen.«

Jim tauchte auf der Schwelle auf.

Ed Hopkins behielt ihn genau im Auge. Das kurze, verräterische Aufblitzen in den Augen des jungen Mannes wurde ihm zum Schicksal.

Jim gab sich einen Ruck und wollte wie eine Raubkatze auf den Irren zuspringen, um ihm die beiden Colts aus der Hand zu schlagen.

Ed Hopkins reagierte eine Zehntelsekunde schneller.

Der Colt in seiner rechten Hand zuckte nur ein ganz klein wenig in die Höhe. Dann spuckte der Lauf Feuer.

Jim wurde aus allernächster Nähe getroffen. Die Kugel versengte noch das goldbestickte Jackett mit dem Sheriffstern. Dann bohrte sie sich in seine Eingeweide.

Der Getroffene preßte die Hände gegen den Bauch und stand noch zwei volle Minuten vor Hopkins, ehe er zu Boden brach. Zwischen seinen Fingern bildete sich eine Blutlache.

»Er hat's hinter sich, was ihr noch vor euch habt«, sagte der Amerikaner kalt. »Schaff ihn weg, Hiller!«

Er deutete auf die Zelle, die für Jim vorgesehen war.

»Mörder«, raunte John Hiller. Der hagere Mann aus Perth glaubte einen Alptraum zu erleben und hoffte, daß er bald aus diesem Traum erwachte.

John Hiller schleifte den Toten über den kalten, mit altem Staub verdeckten Boden in die zweite Zelle.

Dort ließ er ihn zurück.

In die dritte Zelle kam Hillers Freundin, die wie von Sinnen zu toben anfing, als sich die schwere Tür hinter ihr schloß.

Hopkins grinste. »Nach ein, zwei Tagen gibt sich das von selbst. Sobald sie erkennt, daß niemand sie hören wird, gibt sie's auf. Außerdem lassen die Kräfte nach. Wenn Essen und Trinken fehlen, wird man schnell apathisch…«

Hillers Lippen wurden schmal. Er wäre diesem Ungeheuer in Menschengestalt am liebsten an die Kehle gesprungen. Doch er unterließ es. Jims Tod war ein abschreckendes Beispiel.

Der Reporter aus Perth wurde in die letzte Zelle gesperrt. Ein kahler Raum, Quadersteine, keine Sitz- und keine Liegemöglichkeit.

Hiller stand mitten in der engen Zelle und starrte auf Hopkins, der den Raum in der Tür ausfüllte.

»Wie konntest du das tun, Ed?« fragte Hiller heiser.

»Ich mußte es tun.«

»Warum?«

»Das, John Hiller, geht dich nichts an!« Hopkins knallte ihm die Tür vor der Nase zu, und damit war der Reporter allein in der stockfinsteren Zelle.

Ohne Wasser, ohne Brot, allein in der Kälte, teilte er dieses Schicksal mit drei anderen Gefangenen, für die sich die Welt von einer Minute zur anderen um hundertachtzig Grad gedreht hatte.

Er hörte, wie sich Hopkins' Schritte entfernten, wie hart die Tür zuknallte, die diesen Korridor von dem vorn liegenden abgrenzte. Dann herrschte eine unheimliche Stille.

Die Zellen lagen mehrere Meter tief unter der Erde, mitten im Fels der Grampians, und es gab nicht mal ein Fenster nach draußen. Hier in diese Gegend verirrten sich keine Spaziergänger. Nur die Menschen, die zur Party auf das Manon-Castle gekommen waren, würden von ihren Angehörigen über kurz oder lang vermißt werden…

Hopkins mußte sich doch im klaren darüber sein, daß sein Plan einige recht beachtliche Schönheitsfehler aufwies. Nur ein krankes, ein von Drogen berauschtes Hirn oder ein vom Teufel Besessener konnte glauben, daß alles glatt über die Bühne gegangen war.

Da drängte sich dem verzweifelt Nachdenkenden ein anderer Gedanke auf.

Die Legende um das Manon-Castle…

Der alte Earl of Manon war ein Unhold in Menschengestalt. Von ihm wurde erzählt, daß er in dem Gästehaus, das auf dem Berg dem Castle in Sichtweite genau gegenüberlag, Freunde und Bekannte unterbrachte, die auf rätselhafte Weise verschwanden.

Der Geist des Earl sollte noch immer in den massigen Mauern des Castle spuken.

Hatte dieser Geist von Hopkins Besitz ergriffen?

Hiller zermarterte sich das Gehirn, in der Hoffnung, auf einen Punkt zu stoßen, der ihm vielleicht weiterhalf, der es ihm ermöglichte, das Steuer eventuell doch noch herumzureißen.

Alles war so widersinnig – nichts paßte zusammen…

*

Das Verschwinden des Mediums hatte auf Felkmann und Frank Morell die gleiche Wirkung, als ob in ihrer unmittelbaren Nähe eine Bombe explodiert wäre.

»Sie befand sich in höchster Erregung«, bemerkte der Psychiater rauh. »Vielleicht entwickelte sie in diesen Sekunden Fähigkeiten und Kräfte, von denen sie selbst noch nichts wußte und die im Moment des Auftretens ihrer Kontrolle entglitten.«

»Möglich. – Wir müssen Sie suchen, Doktor.«

Das war einfacher gesagt als getan.

Felkmann und Morell durchstöberten das ganze Haus, in der Hoffnung, daß Katja Manstein vielleicht irgendwo in einem andern Raum materialisiert war.

Das war nicht der Fall.

Morell meldete starke Zweifel an, ob Katja überhaupt durch eigene Kraft sich an einen anderen Ort versetzte. »Da geschah etwas mit Gewalt, Doktor«, bemerkte er ernst. »Sie versuchte noch sich zur Wehr zu setzen, aber es gelang ihr nicht. Das andere, das sie angriff, war stärker. Die Frau – sie hat eine Frau gesehen! Für eine geraume Zeit waren wir nicht unter uns, für eine bestimmte Zeit wurden wir beobachtet…«

Felkmann griff sich an die Stirn und nickte. »Richtig«, sagte er verwirrt. Der Vorfall hatte ihn völlig durcheinander gebracht.

»Katja Manstein kann überall sein. Vielleicht erfahren wir es nie – vielleicht aber doch… durch die Kameras, die wir aufgebaut haben, Doktor! Katja hat die Fremde gesehen – vielleicht hat sie das Bild der Fremden durch Gedankenfotografie auf Film gebannt. Es wäre eine Möglichkeit…«

Sie liefen in den Raum zurück und nahmen sich die einzelnen Polaroid-Kameras vorsichtig vor. Ein Bild nach dem andern entwickelten sie. Alle zehn Kameras hatten auf die Gedankenfotografie Katja Mansteins angesprochen.

Sieben Bilder von zehn Aufnahmen waren jedoch völlig unbrauchbar. Sie zeigten wolkige, fleckige Landschaften, aus denen man auch mit viel Fantasie nichts herauslesen konnte.

Zwei Aufnahmen waren von einer Klarheit, die sie faszinierten und erschreckten zur gleichen Zeit.

Die eine Fotografie zeigte eine Schwarzweiß-Aufnahme des fliegenden Mirakel, wie er den Kosmos durchstreifte, die andere Aufnahme zeigte deutlich hinter dem sitzenden Frank Morell eine schlanke, gutaussehende Frau, deren Gesicht angstverzerrt war und die gellend um Hilfe rief.

Und die dritte Aufnahme stellte die beiden Männer vor das größte Rätsel.

Sie zeigte Katja Manstein, mitten in einem kahlen, mit Säulen errichteten Saal, in dem es nirgends ein Fenster gab.

»Das ist ihre Botschaft an uns, auf den Weg gebracht in dem Moment, als sie an dem fremden Ort ankam, wohin ihre Entführer sie haben wollten«, sagte Frank leise. »Wenn wir herausfinden, wo dieser offenbar in einem alten Schloß liegende Saal sich befindet, wissen wir auch, wo wir Katja suchen müssen…«

*

Frank Morell und Dr. Felkmann kamen überein, die Polaroid-Kameras neu zu füllen und bereit zu legen für den Fall, daß die irgendwo an einem unbekannten Ort festgehaltene Katja Manstein noch in der Lage war, durch gezielt gelenkte Gedankenfotografie Näheres über ihren Aufenthaltsort mitzuteilen.

Das Medium war in bester Stimmung gewesen. Es war bedauerlich, daß durch das Eingreifen einer fremden, unsichtbaren Macht die geschlagenen Bögen eine unliebsame Unterbrechung fanden.

Felkmann und Morell wollten sich gegenseitig verständigen, wenn irgendeine besondere Situation es erfordern sollte.

Felkmann geleitete seinen späten Gast ernst nach draußen. Auf der überdachten, verglasten Terrasse lag die Bernhardinerhündin. Das Tier hob nur den Blick und registrierte den Besucher, der für sie kein Fremder mehr war. Morell war zu oft Gast hier in diesem Haus.

Frank stieg in seinen BMW 520 und fuhr den Weg zum Tor vor, das sich automatisch öffnete, weil Felkmann durch Knopfdruck die durch Fotozellen überwachte elektronische Sperre freigab.

Morell war mit dem Verlauf des Abends unzufrieden und rief sich die letzten Worte Katja Mansteins ins Gedächtnis zurück.

Jemand braucht unsere Hilfe… Es muß etwas Schreckliches passiert sein… eben, in diesen Minuten… an einem andern Ort…

Das Medium sah mehr, aber es wurde daran gehindert, weitere Mitteilungen zu machen. Die irgendwo auf dieser Welt in diesen Minuten Katja Manstein festhielten, hatten über das Geschehen in Felkmanns Haus Bescheid gewußt. Katja Manstein sollte daran gehindert werden, ihm weitere Hinweise zu geben. Hier ging es in Wirklichkeit nicht um Katja Manstein, sondern um ihn. Das Medium

war unschuldig in eine äußerst undurchsichtige Lage geraten.

Unsichtbare Feinde lagen auf der Lauer.

Auf der Fahrt Richtung Bad Homburg beobachtete Morell seine Umgebung mit einer bisher nicht gekannten Aufmerksamkeit.

Wurde auch er beobachtet?

Er war fest davon überzeugt, obwohl sich keine Anhaltspunkte zeigten. Feinde, die verhindern wollten, daß er seine Vergangenheit ergründete und sich mehr und mehr mit dem Wissen der Dykten befaßte, lebten hier auf der Erde.

Morell saß ruhig und in gelockerter Haltung hinter dem Steuer. Man sah ihm die innere Anspannung nicht an. Dieser Mann war in Wirklichkeit wie eine Bombe, die jeden Moment explodieren konnte, wenn die Situation reif war.

Rund fünf Kilometer von der Saalburg entfernt ließ Morell seinen BMW am Fuß eines Hügels ausrollen, stellte den Motor ab und löschte die Lichter. Der Konstrukteur benutzte einen Trampelpfad, der auf den bewaldeten Hügel führte, wo eine Dreiergruppe Eichen in besonderer Formation zusammenstand. Diese Bäume waren uralt. Die mittlere Eiche zog Morell wie ein Magnet an. Der Mann, der das Geheimnis seiner Vergangenheit gründlich zu klären hoffte, berührte den Stamm der mittleren Eiche.

Er fühlte keinen Widerstand. Morell trug den Mirakel-Kristall, der von Zeit zu Zeit mit kosmobiologischer Kraft aufladen mußte, stets bei sich. Im unsichtbaren Strahlungsfeld dieses Kristalls war es ihm jetzt als einzigem möglich, die für jedermann stabile Baumrinde zu passieren, wie ein Geist die Materie durchstoßen konnte. Das Innere der mächtigen Eiche war hohl. Überall aus dem Boden vor ihm quollen mächtige Wurzeln aus der Tiefe. Einige Hauptwurzeln hatten den Umfang eines menschlichen Körpers.

Zwischen dem Gewirr dieser Wurzeln existierte eine ebenso aus Wurzelwerk bestehende Treppe, die in die dunkle Tiefe dieses seltsamen Reiches führte.

Das Netzwerk aus Fasern und knorrigem Geflecht bildete die Wände um ihn herum und die Decke über ihm.

Der Gang, der gute zehn Meter tief im Hügel steckte und den kein Mensch außer ihm je betreten zu haben schien, mündete in eine Wurzelhöhle. Die Wand vor ihm schien von Künstlerhand geschaffen worden zu sein.

Sie bildete ein Geflecht aus einer Anordnung von Wurzeln, die an geschnitztes Elfenbein erinnerten. Das spiralförmig verlaufende Geflecht teilte sich auf zu einer rätselhaften Anordnung und wirkte wie ein geöffneter Himmel über dem Wurzelsessel, auf dem ein Skelett mit nach außen gedrehten, offenen Händen saß.

Es war das Skelett des Magiers Johann Fürchtegott Kellermann, der

hier an der mittleren der drei Eichen gehenkt worden war und sein Geheimnis mit in den Tod nahm, um es schließlich an Frank Morell zu übergeben.

Morell nahm aus seinem Jackett den Mirakel-Kristall. Das Gebilde paßte bequem in seine Hand und hatte die Form eines Halbmonds. Sieben gezackte Lichtblitze bekränzten die abgerundete Oberfläche des Wunderkristalls, in dem die Urenergie des Kosmos', aus dem alles Leben und alle Materie geworden war, sich speichern und auf seinen menschlichen Organismus übertragen ließ.

Er legte den Kristall in die Skeletthände des verblichenen Magiers zurück.

Im gleichen Augenblick begannen die wie Elfenbeinschnitzerei aussehenden Wurzeln fahl zu leuchten. Alle Lichtströme wurden gebündelt und sammelten sich in dem Kristall, der die pulsierende kosmosbiologische Energie in sich aufnahm.

Morell nahm Platz an der Wurzelwand schräg gegenüber. Das Innere der unterirdischen Höhle war von rhythmisch pulsierendem Licht erfüllt, und der junge, sympathische Mann aus Frankfurt starrte in die sich speichernde Energie und hing seinen Gedanken nach.

Er verbrachte die ganze Nacht in diesem geheimnisvollen Heiligtum, das nur ihm bekannt war. Stundenweise fiel er in einen tiefen, erholsamen Schlaf. Als er im Morgengrauen zu sich kam, war der Lichtstrom durch das Aderngeflecht des Wurzelwerks verebbt.

Frank nahm den Kristall an sich. Es war das erste Mal, seitdem er ihn aufladen mußte, und so wollte er auch wissen, ob alles einwandfrei über die Bühne gegangen war.

Er preßte den Mirakel-Stern an seine linke Brustseite. Im nächsten Moment erfüllte ihn ein Prickeln, als der kosmobiologische Kraftstrom ihn energetisch aus dem Gleichgewicht brachte.

Die Urenergie aus der Tiefe des Alls ließ ein neues energetisches Feld um ihn erstehen, in dem er sich von einer Sekunde zur andern veränderte.

Sein Körper war umhüllt von einem glutroten, hauteng anliegenden Anzug. Goldfarbene Stulpenhandschuhe, mit kleinen Flügeln versehen, umgaben seine Hände, wie goldfarbene Stiefel seine Füße schützten. Innerhalb des energetischen Kraftfeldes fiel ihm jede Bewegung unendlich leicht. Er war Mirakel, der Dyktenmann. In dieser Gestalt wäre es ihm jetzt ein Leichtes gewesen, innerhalb einer einzigen Sekunde in Frankfurt zu sein. Aber er schonte die gespeicherten Kräfte. Sein Gefühl sagte ihm, daß er sie bald anderweitig nötiger brauchte…

*

John Hiller konnte die ganze Nacht über kein Auge schließen. Wie ein Karussell drehten sich die unruhigen Gedanken in seinem Schädel und machten ihn kribbelig.

Einem Tier ähnlich, ging er in der stockfinstern Zelle auf und ab. John wußte nicht, wie viele Stunden vergangen waren und ob draußen schon der Morgen graute.

Hin und wieder legte er lauschend sein Ohr an die linke Zellenwand und horchte auf Geräusche aus dem Verlies nebenan. Aber da drang nichts durch. Die Wände waren zu dick.

Dafür vernahm er andere Geräusche – aus der Wand gegenüber: Rascheln und Schaben und helles Piepsen. Hinter oder in dem uralten Mauerwerk mußte ein Hohlraum sein, in dem Ratten oder Mäuse hausten.

Hiller klopfte in der Dunkelheit die Wand systematisch ab. Er registrierte verschiedenartigen Klang ebenso wie die Tatsache, daß genau in der Mitte der Mauer einige Quader nicht ganz fest im Verband saßen.

Sie waren locker, man konnte sie bewegen.

Mit fahrigen Fingern riß Hiller ein Streichholz an, und im flackernden Licht rückte und drückte er an den lockeren Steinen und glaubte zu träumen, als er erkannte, daß er den ersten Quader herausnehmen konnte und daß sich dahinter eine dunkle, mannsgroße Öffnung auftat, die wie ein Tunnel in die Finsternis führte.

Mit ungeheurem Donnerschlag knallte der Quader vor ihm auf den Boden. Der Stein war viel zu schwer, als daß er ihn mit seinen Händen einfach hätte wegnehmen können.

Hiller wartete ab, bis das Dröhnen verebbt war.

Dann zögerte er nicht lange, um in das Loch zu kriechen.

Er konnte es nicht fassen, aber die Tatsache überzeugte ihn, daß ein geheimnisvoller Stollen praktisch nur von einem einzigen Quader verschlossen war, den er gefunden hatte. In den Stollen liefen die Ratten vor ihm davon, kaninchengroße Tiere, deren Anblick ihn mit Grauen erfüllte. Aber er überwand seine Angst.

Er gab fauchende Laute von sich, riß hin und wieder ein Streichholz an und sah die rotglühenden Augen im Dunkeln vor sich schimmern.

Der Stollen führte durch das Gemäuer.

Der Untergrund war glitschig und feucht, und manchmal griff er in eine Art übelriechenden Schlamm.

Wohin führte der Stollen?

Hiller hatte einen Verdacht. Hierbei konnte es sich um einen sogenannten Fluchttunnel handeln, wie er von den Castle-Bewohnern benutzt wurde, wenn Feinde das Castle eroberten.

Ed Hopkins war diese Tatsache entweder in der Eile entgangen,

oder er wußte überhaupt nichts von diesem Geheimstollen.

Nun, ihm sollte es recht sein…

Der Reporter aus Perth aber sagte sich auch, daß er nicht zu überschwenglich reagieren dürfe, solange er noch keine Gewißheit hatte.

Es konnte gut sein, daß er irgendwo in einer Sackgasse und nicht in den Bergen ankam, wie er hoffte. Dann war ihm ein qualvoller Tod in der Zelle doch gewiß. Und wenn er dort nicht verhungerte und verdurstete, dann fraßen ihn hier im Stollen die Ratten.

Die Tiere waren keineswegs scheu. Einige ließen sich nur verjagen, wenn er Steine nach ihnen warf oder nach ihnen trat. Aber selbst da gab es unliebsame Zwischenfälle, die ihm die Todesgefahr, die permanent auf ihn lauerte, ständig vor Augen hielt.

Einige Ratten fielen ihn an. Sie bissen sich in seinen Schuhen fest, mit denen er nach ihnen trat. Hiller spürte den Druck der Nagezähne durch das weiche Leder. Er konnte sie nicht abschütteln. Da blieb ihm nichts anderes übrig, als den Schädlingen den Schädel mit einem scharfkantigen Stein einzuschlagen. Die blutverschmierte Waffe in der Hand kroch er weiter in die Dunkelheit hinein. Er dachte schon, wieder umkehren zu müssen, denn der Stollen verengte sich plötzlich. Da stellte er fest, daß Steinbrocken und harte Erde den Durchmesser verengten. Mühsam schaffte er die gröbsten Brocken beiseite; und auf diese Weise gelangte er plötzlich an eine Stufe, die scharfkantig vor ihm abfiel. Im Licht eines flackernden Streichholzes wurde der runde Stollen zu einem eckig gemauerten Tunnel, in dem man einigermaßen aufrecht stehen konnte.

John Hiller setzte seine anstrengende Flucht in die ungewisse Dunkelheit fort.

Nach seiner Schätzung waren höchstens zwanzig Minuten vergangen, als er vor einem rostigen Gitter ankam.

Das Gitter war von der Seite aus, von der er kam, gesichert. Die Riegel ließen sich nicht mehr herumlegen. Hiller mußte massiv mit seinem blutbesudelten Felsbrocken darauf einschlagen, ehe die langsam aus ihrer Stellung zurückwichen. Dann konnte er den Rost nach außen klappen.

Kühl und frisch war die morgendliche Luft hier oben in den Grampians.

Er krabbelte um die scharfkantigen Felsen herum und stand gleich darauf völlig im Freien.

Hiller hob den Blick.

Das Manon-Castle lag im Morgendunst etwa zweihundert Meter von ihm entfernt. Von hier aus konnte er in den tiefhängenden Wolken auch jenseits der Schlucht, der Südseite des Castle genau gegenüber, das alte Gemäuer erkennen, das einmal das sogenannte

Gästehaus des legendären Earl war, aus dem kein Besucher mehr lebend herausgekommen sein sollte.

Jetzt war das nur noch eine Ruine, mehr noch ein Schutthaufen, zu dem ein verschlungener Pfad führte.

Die privaten Salons des Earl und auch des jetzigen Castlebesitzers Ed Hopkins lagen so, daß man von dort aus diesen Schutthaufen des ehemaligen Gästehauses sehr gut sehen konnte.

John Hiller nahm sich nicht die Zeit zum Ausruhen. Er floh in die Berge, tauchte unter zwischen krüppeligen Kiefern und hinter dornigen Büschen und nutzte den Schutz der massigen Felsbrocken, um auf den Weg zurückzukommen, der zum Castle führte. Von hier aus begann der Abstieg Richtung Blairgrownie. Der Weg nach dort zu Fuß war anstrengend und beschwerlich, aber John Hiller trat ihn mit einem Gefühl des Triumphes und der Begeisterung an. Das ließ ihn die noch vor ihm liegenden Strapazen gern vergessen.

Es war ihm gelungen, zu entkommen. Daraus mußte er Kapital für diejenigen schlagen, die von dem verrückten Amerikaner gegen ihren Willen festgehalten wurden. Auf dem Weg durch die Grampians überlegte er genau, wie er vorgehen wollte.

Hopkins konnte direkt überführt werden. Aber Hiller kannte als Schotte die uralten Gespenstergeschichten, die sich um Schloß und Gästehaus des Earl von Manon-Castle rankten, zu gut, um die Vorgänge auf die leichte Schulter zu nehmen.

Vielleicht war Hopkins nur eine Marionette, möglicherweise standen ganz andere Kräfte dahinter. Die Ereignisse waren so mysteriös, daß sie mit einer natürlichen Deutung nicht zu klären waren.

Abgerissen wie er war, kam er mehr als zwei Stunden später in Blairgrownie an. Dort wurden gerade die Geschäfte geöffnet. John Hiller hatte die Absicht gehabt, von einer Telefonzelle aus die Polizeistation in Perth anzurufen, die für große Ereignisse in diesem Bezirk zuständig war. Er stellte jedoch fest, daß er keine passenden Münzen zur Verfügung hatte und ging in den erstbesten Laden. Es war ein altes Geschäft, in dem man von der Stecknadel bis zur fertigen Konserve alles bekam. Solche kleinen Kolonialwarenläden gab es in Perth gar nicht mehr.

In dem Geschäft hantierte ein älterer, etwas fahrig wirkender Mann.

Hiller kaufte sich Brötchen und Wurst und begann diese noch an Ort und Stelle zu verspeisen. Dem Geschäftsinhaber sagte er, daß er einen Unfall gehabt hätte und nun gute sechs Meilen zu Fuß durch die Berge hätte marschieren müssen.

Nur auf diese Weise war es möglich, sein verschmutztes und mitgenommenes Äußere überhaupt zu erklären.

Der Mann musterte ihn wortlos, aber seinem Blick war nicht zu entnehmen, ob er ihm glaubte oder nicht.

Das Telefon befand sich in einem kleinen Hinterzimmer, das ein Mittelding zwischen Büro und Lagerraum darstellte. Von hier aus wiederum führte eine Tür in einen noch tiefer hinten liegenden Raum. Von dort roch es nach Tee und frischem Brot. Hier hinten begann der Privatbereich der McCaseys.

Hiller hatte die Nummer der polizeilichen Dienststelle im Kopf. Schließlich hatte er schon mehr als einmal mit Inspektor Frazer zu tun gehabt.

Donald McCasey stellte noch den Gebührenzähler auf Null und ging dann gleich wieder in den Laden zurück, weil ein neuer Kunde kam.

»Morning, Mister Fently!« vernahm Hiller die Stimme des Kaufmannes. »Was kann ich für Sie tun?«

Dann konzentrierte Hiller sich auf die Stimme aus der Muschel. Die Telefonistin meldete sich. Hiller verstellte seine Stimme und drückte die Verbindungstür noch etwas zu, um durch die Geräusche von außerhalb nicht gestört zu werden.

John Hiller wollte nicht, daß Frazer erfuhr, wer mit ihm sprach. Er rief anonym an und machte den Inspektor auf die Tatsache aufmerksam, daß auf Manon-Castle Menschen auf unerklärliche Weise ums Leben gekommen waren und daß andere gegen ihren Willen dort in finsteren Zellen festgehalten würden.

Frazer hörte sich alles genau an.

»Wie kommen Sie darauf?« mußte Hiller sich fragen lassen. »Woher wissen Sie das alles?«

»Das Inspektor, kann ich Ihnen nicht sagen. Nehmen Sie an, ich sei einer der Gäste, denen es gelungen ist, zu entkommen. Wenn Sie zum Castle hochfahren, werden Sie auf dem Plateau unweit des Haupttores schon die geparkten Fahrzeuge der Gäste sehen. Aber von diesen Gästen leben wie gesagt vier nicht mehr und vier andere wurden in Verliese gesperrt. Einer der Eingesperrten – wurde von Hopkins niedergeschossen, als er versuchte, zu fliehen. Sie werden das alles bestätigt finden, wenn Sie zum Manon-Castle kommen. Beeilen Sie sich, Inspektor, ehe es zu spät ist für andere… und lassen Sie sich alles zeigen, bestehen Sie darauf, die Verliese zu sehen!«

»Hören Sie…«, rief Frazer noch in den Apparat. Doch da legte John Hiller schon auf.

Die Fangeisen waren ausgelegt. Nun würde sich zeigen, wie sich die Dinge weiter entwickelten.

Er warf einen Blick auf den Gebührenzähler und ging hinaus in den Laden.

Dort verabschiedete sich Mr. Fently gerade von Donald McCasey.

Der Mann schleppte sein prallgefülltes Einkaufsnetz und sagte zu McCasey: »Wir würden uns freuen, wenn Sie uns bald wieder mal die Ehre Ihres Besuches geben würden, Mister McCasey. Sie wissen ja selbst, wie schwer wir uns seit jeher tun, Kontakt zu den Einheimischen zu finden. Man will nicht viel von uns wissen. Sie waren der erste, der die Schwelle unserer Wohnung übertrat. Meine liebe Frau und ich würden uns sehr freuen, wenn Sie bald wieder zu uns kämen. Meine Frau hätte die Einladung gern selbst überbracht, aber sie fühlt sich heute morgen nicht so besonders. Das Wetter macht ihr zu schaffen. Immer zu der Jahreszeit. Da macht der Kreislauf nicht mehr so recht mit, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als den Tag langsam angehen zu lassen…«

Der Mann ging ein wenig gebückt zur Tür. Hiller schätzte den Kunden auf fünfundsiebzig bis achtzig. Er machte noch einen recht rüstigen Eindruck.

McCasey sah Mr. Fently nach, der nochmal zurückwinkte.

Der Mann verschwand um die Hausecke. Eine Sekunde später – McCasey wollte gerade den Blick wenden, um sich um John Hiller zu kümmern, der die Telefonkosten begleichen wollte – tauchte an der Hausecke drüben eine andere Gestalt auf. Im dunklen Zweireiher, einen Spazierstock in der Hand.

Der Mann an der Straßenecke war niemand anders – als James Muligan, der vor fünfundzwanzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte!

*

John Hiller entging nicht die plötzliche Zerfahrenheit, die Donald McCasey an den Tag legte.

McCaseys Blick irrte immer wieder aus dem Schaufenster hinüber auf die Straße und blickte dann den fremden Kunden an, als wolle er ihn auffordern, ebenfalls mal dorthin zu sehen.

Hiller tat es und merkte, wie McCasey ihn dabei beobachtete. Hiller reagierte überhaupt nicht. Er sah niemand!

Aber für ihn – McCasey – war der spukende Geist seines alten Freundes noch da.

Der Mann aus Perth blieb noch fünf Minuten in dem Kolonialwarenladen, kaufte eine Anzahl Fertigkonserven, die man auch kalt essen konnte, nahm eine Salami mit und mehrere Flaschen Wasser, zahlte und ging.

McCasey sah, wie er drei Häuser weiter vorn in dem kleinen Optikerladen verschwand. Dort erstand John Hiller ein Fernglas.

Mit einer Plastiktüte voller Lebensmittel und dem Fernglas um den Hals verschwand der Fremde wieder aus Blairgrownie.

Hiller ging Richtung Pitlochry, Richtung Grampian-Mountains, und

schlug zunächst den Weg ein, den er vorher gekommen war.

Hiller lief schnell. Wieder lagen runde sechs Meilen vor ihm. Er war überzeugt davon, den Weg in die Berge zu schaffen, ehe Inspektor Frazer mit seinen Leuten dort oben eintraf.

An der Wegkreuzung in die Berge änderte Hiller die Richtung. Sein Ziel war die Ruine des ehemaligen Gästehauses. Dort wollte er einen oder auch zwei Tage verbringen, für den Fall, daß er sah, wie Inspektor Frazer ohne Ergebnis wieder abreiste.

Hiller erklomm den Fels, benutzte den steilen Pfad und erreichte abgekämpft und außer Atem die Stelle, wo die Ruine stand.

Er stolperte über moosbewachsene Steine, die ihm im Weg lagen und kletterte über mächtige Quader, die ihm den Weg durch die Eingangstür erschwerten.

Ungeziefer, Mäuse und Ratten lebten in der Ruine, durch die ein kühler Wind pfiff. Sämtliche Fenster waren nur noch Löcher.

John Hiller ging gleich auf die Seite, von der aus er den Überblick über die Schlucht hatte.

Er stellte die Tüte mit den Lebensmitteln neben sich und richtete den Blick aus dem kleinen Fenster.

Genau vor ihm lag das Plateau.

Es durchfuhr ihn eiskalt.

Er riß das Fernglas an die Augen und suchte das Plateau ab.

Alle Autos waren verschwunden!

*

Sekundenlang war er unfähig, zu einem klaren Gedanken, und als er endlich anfing zu überlegen, da jagten sich seine Kombinationen.

Waren die anderen in der Zwischenzeit abgefahren.

Das wäre eine Möglichkeit gewesen. Aber die Sache hatte einen Haken. In dem Fall hätte zumindest sein Fahrzeug dort auf dem Plateau noch stehen müssen! Aber auch das war verschwunden.

Ed Hopkins hatte an alles gedacht. Wie hatte er es angestellt, die Autos verschwinden zu lassen?

Er stand mit dem Leibhaftigen im Bund. In dem Castle gingen Dinge vor, die mit normalen Vorkommnissen nicht zu erklären waren.

Die Zeit, weiter über das Rätsel nachzudenken, blieb ihm nicht.

Zwei Fahrzeuge wirbelten Staub auf und erreichten in diesem Moment das Ende des Weges, der auf das Plateau mündete.

Inspektor Frazer und seine Männer aus Perth trafen ein.

Hiller hatte sich das alles ein bißchen anders vorgestellt. Schon der erste Eindruck, den Frazer gewann, sprach gegen das, was er als Anonymus am Telefon behauptete: die Anwesenheit der parkenden Fahrzeuge sprach eindeutig für die Anwesenheit der toten und

festgehaltenen Gäste im Manon-Castle.

Die Tatsache aber, daß es keine Fahrzeuge gab, mußte Frazer zu der Überlegung veranlassen, daß es auch keine Partygäste gab und daß ein anonymer Anrufer sich einen makabren Scherz erlaubt hatte!

*

Im Büro Gehring und Krollmann war Frühstückspause.

In dem kleinen, gemütlich eingerichteten Nebenzimmer saßen die Angestellten an dem geräumigen Tisch. Es duftete nach Kaffee und nach Wurst- und Käsebroten.

Petra Veiten, die einundzwanzigjährige, rundliche Zeichnerin, blickte ein wenig neidisch auf das Wurstpaket, das Hans Bogner auspackte.

»Na, willst du auch mal?« fragte sie der junge Mann. Der schlaksige Konstrukteur war dreiunddreißig, wirkte aber jünger, als er in Wirklichkeit war. Wer ihn sah, hielt ihn für einen großen Jungen, der gerade aus seinem Konfirmationsanzug gewachsen war. Er hielt ihr das Wurstpaket unter die Nase.

Petra stöhnte: »Das ist gemein!« Sie gab sich offensichtlich Mühe, den verführerischen Duft von frischem Brot und frischer Wurst nicht einatmen zu müssen. Vor ihr auf einer auseinandergefalteten Papierserviette lagen zwei Mohrrüben und eine Gurke. »Ich habe mir gerade zum Wochenende vorgenommen, mal wieder etwas kürzer zu treten, und jetzt legst du solche Fallen aus. Trotzdem: ich bleib bei meinem Mitbringsel.«

Sie wandte den Blick ab und griff tapfer nach einer Karotte, die sie langsam abknabberte. »Irgendwann muß man ja mal anfangen.«

Die schwarze Petra hatte Gewichtsprobleme. Zwanzig Kilo zuviel – das bereitete ihr Sorgen. Die kleinen leckeren Dinge zwischendurch hatten bisher immer wieder vereitelt, daß sie runterkam von ihrem Gewicht.

Bogner, der wußte, wie schwer es der hübschen Kollegin fiel, mal hart zu sein, ließ ab von seinen Versuchen und knüllte die Zeitung zusammen, in der das mit Butterbrotpapier eingewickelte Frühstück zusätzlich umwickelt gewesen war.

Neben dem Papierkorb saß Frank Morell. Er trank eine Tasse Kaffee. Alexandra Becker stand neben ihm, mit dem Rücken zum Fenster, und blätterte in einer französischen Modezeitschrift. Alexandra Becker entnahm diesen Zeitschriften immer wieder Anregungen für sich selbst. Ihr liebstes Hobby war die Schneiderei. Alles, was sie trug, hatte sie selbst angefertigt, und es besaß Chic.

Morell trug im Büro immer eine Brille, die er auch dann nicht abnahm, wenn er seine Arbeit kurzfristig unterbrach.

Hans Bogner plauderte munter von seinen Wochenendplänen. Ihm, dem begeisterten Filmamateur, spukte eine neue Idee im Kopf herum, und er brauchte noch einige Akteure. Er lud seine Kollegen zu sich nach Hause ein. In der Dreizimmerwohnung drüben in Sachsenhausen hatte er zwei Räume studiomäßig eingerichtet. Schon aus diesem Grund – so meinte Bogner immer – käme eine Heirat für ihn überhaupt nicht in Frage. Wohnzimmer und Kinderzimmer müßten vorerst noch eingespart werden.

»Die Einladung kommt reichlich spät«, bemerkte Petra, das Magazin zusammenklappend. »Ich hab Samstag schon was vor. Wenn du's auf nächste Woche verschieben würdest, wäre mir's recht. Dann komm ich recht gern.«

»Ich wollte es diese Woche über die Bühne bringen.«

»Warum triffst du deine Entscheidungen immer so spät?«

»Mir ist erst in der letzten Nacht diese Szene eingefallen. Da läßt sich was draus machen. Besitzt du einen netten Baby Doll?«

»Sogar fünf, wenn du willst. Aber seit wann drehst du Sexfilme?«

Hans Bogner grinste. »Das wird kein Sexfilm. Ich will 'ne Traumszene realisieren. Dann brauch ich dazu noch ein paar Statisten. Petra, Frank – wie sieht's mit euch aus?«

»Ich hab noch nichts vor«, sagte Petra Veiten.

»Ich auch nicht«, bemerkte Morell. »Ich bin Spezialist für Traumdarstellungen. Soll ich an der Windmaschine stehen, während Alexandra traumwandlerisch im Baby Doll über Dachgiebel spaziert? Du mußt mir dann nur noch sagen, wie stark geblasen werden soll, um das Oberteil in die Luft zu wehen.«

Es ging munter zu. Alexandra erklärte sich dazu bereit, über den Termin am kommenden Samstag doch nochmal nachzudenken.

Bogner war bekannt dafür, daß er Freunde, Bekannte und Verwandte einspannte, um die selbstgebastelten Drehbücher zu realisieren. In seinem Archiv befanden sich schon eine ganze Reihe ansehnlicher kleiner Spielfilme, die geschickt gemacht waren.

Alexandra lächelte Frank zu. Sie mochte diesen dunkelhaarigen, oft so verträumt wirkenden Menschen, der manchmal mit seinen Gedanken ganz woanders zu sein schien, selbst wenn er sich mit einem unterhielt.

Morell war genau der Typ Mann, den sie bevorzugte, der ihr gefiel. Morell machte jeden Spaß mit, ohne seine eigene Persönlichkeit dabei aufzugeben.

Sie redeten noch immer über Bogners Filmpläne, die er doch nun nach und nach preisgab, als Franks Blick zufällig auf die Zeitungsseite fiel, die Bogner in den Papierkorb geworfen hatte.

Morell stutzte.

Er sah die Balkenüberschrift und Teile von Bildern, die das Innere

von Kathedralen, Burgen oder Schlössern zeigten…

Ein Bildausschnitt ließ ihn wie elektrisiert zusammenzucken. Keiner seiner Kollegen merkte das leichte Erschrecken.

Frank griff in den Papierkorb.

Er zeigte sich verwundert, als er das Blatt auseinanderfaltete und glättete: »Geisterburgen und -Schlösser gestern und heute«, las er halblaut vor. »Warum unterschlägst du mir so etwas, Hans?«

Frank war bekannt dafür, daß er okkultes Schriftgut sammelte und sich außerordentlich stark für parapsychische und außersinnliche Phänomene interessierte.

»Jetzt sind wir schon wieder bei einem anderen Lieblingsthema«, seufzte Alexandra. Sie richtete ihre hellblauen Augen empor und verdrehte sie. »Mir scheint, wir sollten eine Eingabe machen, damit unsere Chefs die Pausen verlängern. Nur so kommt jeder zu seinem Recht. Ich wollte euch noch etwas über die neue Nähmaschine erzählen, die ich mir letzte Woche gekauft habe… aber jetzt bist du ja erst dran, Frank. Mach's kurz…«

Morell breitete die Seite auf dem Tisch aus. Es handelte sich um einen alten Bericht aus einem Wochenblatt. Das Erscheinungsdatum lag schon etwas über zwei Jahre zurück. In dem betreffenden Magazin erschien zu diesem Zeitpunkt eine Fortsetzungsserie über Geisterburgen und -schlösser. Der Reporter war ein gewisser Arnd Bandersch. Er hatte recht ordentliches Material zusammengetragen und offenbar eingehend recherchiert. Er berichtete in dieser Fortsetzung über das Manon-Castle, das einst von den unheimlichen Earls of Manon regiert wurde.

Von denen war in Schottland die Legende im Umlauf, daß sie Menschen verschwinden ließen, die in einem Gästehaus des Manon-Castle übernachteten. Von dem Gästehaus des Manon-Castle gab es eine Aufnahme aus früherer Zeit, als es noch erhalten war. Der war eine aus der heutigen Zeit gegenübergestellt. Da war das Gästehaus nur noch ein Schutthaufen. In früheren Zeiten wirkte es beinahe anheimelnd inmitten der zerklüfteten Felsen der Grampians.

Frank Morell überflog den Bericht. Er erfuhr einiges über die Geschichte und die Gegenwart, hörte von Ed Hopkins, dem »verrückten Cowboy«, der sich in den Grampians seinen Jugendtraum erfüllte und das Geisterschloß restaurieren ließ. Er steckte Millionen hinein. Er konnte es sich leisten.

Sowohl der Berichterstatter Bandersch hatte im Innern des Castle Aufnahmen gemacht, als auch ein schottischer Reporter namens John Hiller.

Von dem stammte die Aufnahme, die einen Säulengang zeigte.

Morell starrte wie in Trance darauf, und vor seinem geistigen Auge stieg jenes Bild empor, das er in der letzten Nacht auf dem Polaroid-

Film sah, den Katja Manstein durch ihre Gedanken belichtet hatte.

Es gab für ihn keine Zweifel.

Dieser Säulengang, der ganz typische Spitzbögen und eine Formation zeigte, die er sich eingeprägt hatte, war identisch mit dem, in den das Medium nach seiner geheimnisvollen Entführung auftauchte.

Morell konzentrierte sich so sehr auf die Fotografie, so sehr auf das Bild von letzter Nacht, daß er sogar Katja Mansteins Gestalt zwischen den Säulen auftauchen sah.

Da erschauerte er.

Die Gestalt Katja Mansteins – stand nicht still. Sie bewegte sich, bewegte ihre Lippen…

»Kommen Sie, Frank!« rief sie ihm zu, und er vernahm durch das Rauschen des Blutes in seinen Ohren ganz deutlich jede Silbe. »Kommen Sie zu mir… in das Gästehaus des Earl… ich warte auf Sie… ich habe eine Botschaft, die Sie nur hier empfangen und verstehen werden. Hier ist die Stelle, wo Sie den Kontakt zu den Geistern aufnehmen können, die auf ihren Herrn warten!«

Die Stimme verhallte, und in die verwehenden Laute hinein mischte sich im gleichen Augenblick nochmal Katjas Stimme. Diesmal lauter und drängender.

Und das, was sie jetzt hervorstieß, ehe ihr Bild wie ein Schemen zwischen den massigen Säulen verwehte, paßte überhaupt nicht zu dem, was sie gerade zuvor gesagt hatte.

»Helfen Sie mir, Frank! Bitte, helfen Sie mir!«

*

Es hallte so fürchterlich in seinen Ohren und seinem Kopf nach, daß er zusammenzuckte wie unter einem Peitschenhieb. Die Stimme klang so verzweifelt, so entsetzt, daß er beinahe körperlich das Grauen empfand, das Katja Manstein erfüllte.

Bleich und irritiert blickte Morell auf.

Alexandra erschrak. »Was ist denn mit dir los?« fragte sie tonlos. »Du siehst ja aus wie eine gekalkte Wand! Ist dir übel?«

Morell brauchte drei Sekunden, um sich zu fassen. »Es ist nichts… mir war’s für einen Moment lang übel… es ist schon wieder vorüber.« Er lächelte. Er blickte einen nach dem andern an. Sie hatten nichts mitbekommen, sie hatten nichts gesehen und gehört. Katja Mansteins Bild und Stimme hatten für seine Arbeitskollegen überhaupt nicht existiert.

Morell glaubte zu wissen, was hier geschehen war. Im Augenblick, als er sich mit seiner ganzen Geisteskraft auf Katja Manstein und die Bilder konzentrierte, war es dem Medium gelungen, von ihrem

derzeitigen Aufenthaltsort aus für einige Sekunden eine telepathische Botschaft an ihn abzusenden. Obwohl Morell selbst nicht telepathisch begabt war, hatte die große mediale Reserve Katja Mansteins dafür gesorgt, daß der telepathische Kontakt zustande kam.

Morell faßte sich wieder sehr schnell und legte die Nachdenklichkeit und die Beklemmung ab, die ihn sekundenlang in ihren Bann gezogen hatte.

Er zog sich nach dem Ende der Pause in einen der Nebenräume zurück, um – wie er sagte – sich ganz auf seine Arbeit konzentrieren zu können. Er war derzeit mit einem besonders kniffligen Fall beauftragt und behauptete, sich in der Gemeinschaft nicht richtig konzentrieren zu können. Das war hier nichts Außergewöhnliches. Jeder hatte schon von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, allein in der stillen Kammer für sich ein Problem zu lösen, mit dem er einfach ganz allein sein mußte. Dafür gab es die kleinen Zeichenräume.

Einen davon suchte Morell auf. Er bat darum, daß man ihn bis zum späten Nachmittag nicht stören, sollte. Er wollte die Arbeit unbedingt unter Dach und Fach bringen.

In Wirklichkeit kam es ihm darauf an, ungestört die Verwandlung in seine Aliasperson Mirakel durchzuführen, um sich auf den Weg nach Schottland zu machen.

Kaum in der Kammer angekommen, schob er den Riegel vor, legte die zusammengerollte Zeichnung auf die große Tischplatte, ohne sich weiter darum zu Kümmern, holte den Mirakel-Kristall aus der Tasche und preßte ihn hart gegen seine linke Brustseite.

Im nächsten Augenblick vollzog sich die Verwandlung.

Frank Morell spürte das elektrisierende Kribbeln durch alle Muskel- und Nervenfasern laufen. Der kosmobiologische Kraftstrom veränderte sein Äußeres, als ob sämtliche Atome auch der Kleidung, die er trug, durch die unsichtbare energetische Kraft beeinflußt würden.

Frank Morell wurde zu Mirakel, dem Dyktenmann!

Die enganliegende, rubinrote Kleidung hüllte ihn ein wie eine zweite Haut. Der Mirakel-Kristall verschmolz mit dieser roten Haut, zeigte sich hell und strahlend in Höhe seines Herzens, und die sieben Strahlenzacken schienen sich in pulsierender Bewegung zu befinden, als Flöße von ihnen jener Energiestrom ab, der die strahlende Aura um seinen Körper erzeugte.

Mirakel stieß das Fenster auf.

Eine Sekunde später schwang er sich in die Luft. Unter dem Einfluß der kosmobiologischen Kraftströme hatte die Schwerkraft keine Bedeutung mehr für ihn.

*

Donald McCasey griff an diesem Vormittag noch öfter zur Flasche, als es sonst seine Art war.

Die Gestalt drüben an der Straßenecke wollte und wollte nicht verschwinden.

McCasey beobachtete die Reaktionen seiner Kunden. Keiner war dabei, der die Erscheinung auch nur eines Blickes würdigte, geschweige denn auch nur mit einem Wort erwähnte.

Das bedeutete: sie war überhaupt nicht vorhanden. Nur er hatte diese Wahnsinnsvisionen wieder!

Delirium tremens?

Die Angst stieg ihm wie eine kalte Schlange den Nacken hoch.

Doch das reichte nicht aus, ihn vom nächsten Schluck abzubringen.

Um die Mittagszeit, kurz vor Ladenschluß, näherte er sich schwankend der Tür, riß sie auf und starrte hinüber zu dem Muligan-Gespenst.

»Was ist los?« rief er lautstark mit heiserer Stimme über die Straße, »was glotzt du mich so an? Wenn du etwas von mir willst… warum kommst du dann nicht rüber?«

James Muligan schwenkte seinen Stock, nickte und löste sich von der Hauswand.

Er kam über die Straße.

In der gleichen Sekunde näherte sich von links ein Auto. Es handelte sich um einen schweren Lkw, der Holz geladen hatte.

Muligan spazierte dem Fahrer genau vor das Fahrzeug. Der Lkw-Fahrer fuhr mit gleicher Geschwindigkeit weiter.

McCasey stand wie zur Salzsäule erstarrt vor Grauen.

»James!« gurgelte er. Zu einem lauten Aufschrei war er in dieser Sekunde nicht fähig.

Der Lkw brauste auf Muligan zu und überfuhr ihn… Nein! Durchfuhr ihn! Deutlich war zu erkennen, wie die Kühlerhaube sich in Muligans Kopf bohrte, wie die ätherische Gestalt sich durch das dreidimensionale, diesseitige Gebilde überhaupt nicht irritieren ließ.

Für Muligan schien der Lkw nicht zu existieren, und für den Lkw-Fahrer gab es keinen James Muligan!

Der Geist mit dem Stock überquerte die Straße und näherte sich McCasey. Der wich in seinen Laden zurück, hatte die Augen aufgerissen und schüttelte nur ständig den Kopf, als leide er plötzlich unter konvulsivischen Zuckungen.

»Ich habe mir die ganze Zeit überlegt, ob ich kommen sollte oder nicht, Don«, sagte James Muligan und lächelte gedankenversunken. »Ich war mir nicht ganz im klaren darüber, ob du mich wahrgenommen hast oder nicht. Es ist nicht meine Art, mit der Tür ins Haus zu fallen, das weißt du… Aber jetzt, nachdem du mich gerufen

hast. Ich freue mich, Don, dich so wohl anzutreffen. Du wirkst zwar ein bißchen bleich, aber das gibt sich mit der Zeit wieder…«

James Muligan drückte mechanisch die Tür hinter sich zu und blickte sich um wie einer, der nach langer Zeit wieder an einen vertrauten Ort zurückkehrt. »Es ist lange her, seitdem ich hier war, Don…«

McCasey schluckte und strich sich mit einer fahrigen Bewegung durch sein schütteres, graues Haar.

»Fünfundzwanzig Jahre, James«, entrann es tonlos seinen Lippen.

Muligan nickte.

Er hatte sich in diesen fünfundzwanzig Jahren überhaupt nicht verändert. McCasey aber war damals ein vierzigjähriger Mann gewesen, stand in der Kraft seiner Mannesjahre. Nun war er um fünfundzwanzig Jahre gealtert, und für Muligan war seit damals die Zeit stehengeblieben.

»Was ist los mit… mir?« stotterte McCasey. Er wankte um den Ladentisch, brachte ihn zwischen sich und den gespenstischen Besucher, dem nichts Erschreckendes anhaftete und der doch Schrecken verbreitete – allein schon durch sein Erscheinen.

»Es ist nichts los mit dir, Don. Außer – daß du mal wieder zu tief in die Flasche geguckt hast. Aber das hattest du schon damals an dir.«

McCasey atmete schwer. »Wieso… kann ich dich sehen… und die anderen… nicht?!«

»Weil du mein Freund bist, Don, und weil ich mich dir zeigen will. Ich bin sehr froh, daß dies schon möglich ist. Das ist der Beweis dafür, daß ich zurückkommen kann, daß die Zeit nahe bevorsteht.«

»Daß du zurückkommen… kannst, James? Wie ist das zu verstehen?«

»Don?! Hast du ein so schlechtes Gedächtnis?« Muligan legte seinen Stock auf die Ladentheke. »Ist so wenig von dem haften geblieben, worüber wir oft stundenlang debattierten?«

Der Sprecher ließ eine kleine Pause verstreichen, musterte seinen alten Freund und seufzte schließlich: »Manches vergißt man im Leben. Das ist sicher oft gut Erinnerst du dich nicht daran, daß ich oft von meinem Tod sprach?«

McCasey nickte.

»Ich sagte, daß er nicht zu umgehen sein würde. Dazu war ich schon zu tief in die Materie eingedrungen. Ich hatte verschiedene magische Siegel gebrochen und riskante Zeichen zu lesen verstanden. Das mußte meinen Tod nach sich ziehen. Die Mächte aber, derer sich Molochos, der unheilige Dämonenfürst, bedient hatte, wollten unerkannt bleiben. Nur so sind sie sicher. Nur so können sie immer wieder ihre dunklen Fußangeln auslegen, in die schließlich die ahnungslosen Opfer stolpern. Es ist mir aber mehr gelungen, als man

auf der anderen Seite erwartet oder angenommen hat. Ich habe Sperren aufgelöst, die meinen Tod rückgängig machen, die meinen Aufenthalt im Jenseits der Geister nur zu einem Besuch werden lassen. Erinnerst du dich gar nicht daran, daß ich auch sagte: ich werde und ich kann wiederkommen?«

»Doch! Jetzt, wo du es sagst, fällt es mir wieder ein.«

James Muligan lachte leise. »Aber du hast es nie für ernst genommen, nicht wahr?«

»Nein…«

»Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn sie vor einem liegen, aber sie kommen einem verdammt kurz vor, wenn sie vergangen sind. Ich habe sie hinter mich gebracht – mit der Gewißheit, es zu schaffen. Noch eine Nacht muß vergehen, Don – und ich werde wieder bei dir sein. Sie haben das Geheimnis nicht herausgefunden, sie konnten nicht feststellen, durch welche Formel aus welchem Buch ich die Barriere errichtet habe, die ihre Handlungsfreiheiten einengen.«

»Von wem sprichst du, James?«

»Von ihnen – oder dem einen, die namenlos sind… sie sind dicht am Ziel. Fünfundzwanzig Jahre hatten sie Zeit, die Bücher daraufhin zu überprüfen, die Barrieren zu suchen, die ich ihnen entgegengesetzt habe, um aus ihrem Tod nur eine kurze Zeit des Aufenthalts zu machen. Angefangen hat es in Manon-Castle. Dort wurde Molochos verehrt und widerlich angebetet wie ein Gott, dem diese Ehre nur zukommt. Die Geister, die er sich schuf, sind Sklaven des Earl of Manon-Castle, der die dämonische Magie um Molochos auf seinem Schloß praktizierte und seine ganze Familie, seine Freunde und Verwandten in den Schlund der Hölle warf, um Molochos ähnlich zu werden. Auch er wollte über einen Teil des Dämonenreiches herrschen. Er hat sich verrechnet. Die Fürsten der Finsternis sind nicht so großzügig, wie sie allgemein vorgeben zu sein. Der Earl wurde zum Herrscher über die Toten, deren Geister in seinem Castle spuken und die nicht zur Ruhe kommen.

Ein Formelgebäude hält das Gespensterreich des Earl aufrecht. Der Bannkreis ist scharf um das gesamte verfluchte Anwesen gezogen. Ich wurde dorthin befohlen. Aber ich war von Anfang an ein Außenstehender, weil die Ungewißheit im Raum stand, daß ich doch wieder die Fäden kappen könnte, die mich nur locker festhielten. Ich habe mein Geheimnis nicht preisgeben können. Das wußten die drüben. Mit Gewalt war nichts mehr möglich, da ich die Formeln, die geholfen hätten, entsperrt habe. Es war riskant, bestimmte Zeichen zu entfernen oder sie zu verändern. Das Risiko, daß ich mit Leib und Seele ein chaotisches Entsetzen befreien könnte, war gegeben. Aber ich war eingeweiht und wandte mit Bravour die Gegenmittel an. Die

haben bis heute funktioniert. Ich bin ›drüben‹ nur ein Gast geblieben. Aber die ich hinterging, in deren Geheimnis ich ›drüben‹ weiter eindrang, um es hier herüber in dieses Leben zu nehmen, um es jenen ernsthaft forschenden Wissenschaftlern vorzulegen, die das Geheimnis einer alten, im Dunkel der Weltgeschichte liegenden Zeit ergründen wollen – die ich hinterging, wollen die Botschaft verhindern. Noch diesen Tag und diese Nacht haben sie Zeit dazu. Dann bin ich endgültig frei und brauche nie mehr die Nachstellungen derer zu fürchten, die aus der Finsternis von Rha-Ta-N'mys Schoß kommen, all derer, die der wahnwitzige Shab-Sodd mit ihr zeugte und denen der dreiköpfige Götterbote Utosh-Melosh-Orsh den Weg zu den Sterblichen zeigte.

Heulen und Zähneknirschen werden herrschen, weil ich das Geheimnis wahrte. Deshalb habe ich eine Bitte an dich, Don.«

McCasey riß die Augen auf. James Muligan wirkte ernst. Die beiden gleichaltrigen Männer, die in Wirklichkeit ein Vierteljahrhundert voneinander trennten, blickten sich an.

»Was für eine Bitte, James?« hörte McCasey sich fragen.

»Geh' nicht wieder in das Haus, in dem du letzte Nacht gewesen bist.«

»Zu den Fentlys?«

»Ja. – Besuche sie nicht wieder! Nur diesen einen Abend noch.«

»Warum, James?«

»Das, Don, kann ich dir nicht sagen. Du mußt mir schon vertrauen. Ich hatte dein Vertrauen ein ganzes Leben lang. Geh' nicht hin!«

James Muligan sah ihn einige Sekunden lang ernst und eindringlich an. Dann griff er nach seinem Spazierstock. McCasey sah, wie der Stock über die Ladentheke schleifte, aber er verursachte dabei kein Geräusch.

»Wir werden uns bald wiedersehen, Don. So wie früher werden wir zusammensitzen und miteinander plaudern. Ich freue mich schon auf die Stunden, die so sein werden wie damals. Ich werde meinen alten stofflichen Körper wieder haben. Was du jetzt siehst, ist nur mein Geist, eine Äthergestalt, nichts weiter. Leb wohl, Don! Bis bald!«

Mit diesen Worten verschwand James Muligan durch die geschlossene Tür, überquerte die Straße und verschwand um die Häuserecke, und zurück blieb ein Mensch, der nicht wußte, ob er wachte, träumte oder den Verstand verloren hatte!

*

Das erworbene Fernglas leistete ihm gute Dienste.

John Hiller konnte von seinem etwa dreißig Meter über dem Plateau liegenden Versteck aus alles gut überblicken.

Der Reporter konnte sehen, wie Inspektor Frazer und seine Männer einen Moment lang beisammen standen und berieten, wie Frazer sich auf dem Plateau umsah, sich eine Zigarette anzündete und schließlich abwinkte und lachte, als könne er das, was man ihm am Telefon mitgeteilt hatte, überhaupt nicht ernst nehmen.

Für einen Moment sah es so aus, als ob die eingetroffenen Beamten aus Perth wieder in ihre Fahrzeuge stiegen und den Rückweg antreten würden. Doch dann machten sie doch den Aufstieg über den steilen Pfad.

Am Schloßtor wurden sie nach dem Klingeln von Hopkins' Butler angesprochen.

Der Diener blickte etwas irritiert auf die Abordnung der anmarschierten Herren, und er hätte sie sicher auch prompt davongeschickt, wenn Frazer nicht seine Marke vorgezeigt hätte.

Da wurden sie alle eingelassen.

Das massive Tor schloß sich, und Hiller sah eine Zeitlang gar nichts.

Einige Minuten später tat sich etwas hinter den Fenstern, die auf der Südseite des Manon-Castle lagen.

Hiller sah die Gestalten hinter den bunten Scheiben. Durch das Fernglas, auf größtmögliche Vergrößerung eingestellt, bekam er mit, daß Hopkins und seine Freundin Sandy die Herren von der Polizei empfingen.

Hopkins unterhielt sich angeregt mit ihnen. Einmal kam er sogar an ein Fenster und öffnete es. Er deutete über das Plateau auf den wassergefüllten Krater tief unten und über die zerklüftete Bergwelt, die sich zu Füßen des Castle ausdehnte und hier genauso aussah wie nach den Tagen der Schöpfung.

Hier in den Grampians, wo es noch mehr Burgruinen und heruntergekommene Castles gab, spürte man noch den Hauch, den die Welt von Anbeginn ihres Werdens durchwehte.

Die wildromantische Bergwelt der Grampians schien sich seit damals nicht verändert zu haben.

Einsamkeit und Stille herrschten hier, und nur der Wind sang sein ewiges, eintönig klingendes Lied.

Hopkins befand sich in bester Laune. Er plauderte munter drauflos, und Hiller, der das Gesicht des Western-Stars scheinbar greifbar vor sich sah, biß sich auf die Lippen und hätte die Wahrheit am liebsten über die Schlucht gebrüllt.

Aber das tat er nicht. Damit wäre sein so gründlich ausgedachter Plan nicht mehr ausführbar gewesen.

Seine Befürchtungen erfüllten sich. Und auch damit näherten sich die Ereignisse immer mehr den Vorstellungen, die er mit seinem Plan bezweckt hatte, im Hintergrund zu bleiben und selbst die Augen offen

zu halten.

Inspektor Frazer hielt sich nicht lange im Castle auf. Offenbar sah er keinen Grund, weiter zu recherchieren. Es gab nichts Verdächtiges zu überprüfen.

Ed Hopkins begleitete Frazer und seine Männer sogar den Weg nach unten auf das Plateau, wo er sich überschwenglich verabschiedete, die Achseln zuckte und mit einer umfassenden Geste über das Plateau deutete, als wolle er damit sagen, daß er wohl schlecht Autos in Luft auflösen konnte.

Der Schein sprach gegen das, was Hiller mit verstellter Stimme am Telefon mitgeteilt hatte. Für Frazer war dies ein Einsatz, den er nicht mehr ernst nehmen konnte. Für ihn handelte es sich jetzt um die Frage, herauszufinden, wer hier die Polizei an der Nase herumgeführt hatte.

John Hiller beobachtete die Abfahrt und erblickte durch das Fernglas Ed Hopkins, der an der Wegmündung stand und die Fahrzeuge mit seinen Blicken verfolgte.

Dann wandte Hopkins sich um.

Und da durchfuhr es Hiller wie ein Blitz. Der Eindruck blieb nur für die Länge eines Atemzugs.

Ed Hopkins blickte zu der Ruine des ehemaligen Gästehauses empor.

Hiller tat einen Schritt zur Seite und preßte sich gegen die kahle, feuchte Wand.

Atemanhaltend blieb er stehen; er fragte sich, ob Ed Hopkins ihn von dort unten gesehen hatte?

*

Aber Hopkins konnte nichts wissen! Noch nicht. Es fragte sich allerdings, ob das auch so blieb. Frazers Ankunft und die seiner Männer mußte ihn mißtrauisch gemacht haben. Er würde sich fragen müssen, wie die Polizei in Perth auf die Idee gekommen war, hier nachzukontrollieren. Nur einer aus der Gruppe der an der Party Teilnehmenden konnte ihr einen Tip gegeben haben.

Hopkins würde umgehend die Verliese aufsuchen und sofort feststellen, wer fehlte.

Die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepreßt, beugte Hiller sich wieder langsam aus dem Dunkel der Mauerecke vor und spähte nach unten. Er sah gerade noch, wie Ed Hopkins das schwere Schloßtor zudrückte.

Hillers Gedanken drehten sich rasend schnell wie ein Karussell.

Konnte und sollte er hier bleiben? War es überhaupt möglich, daß Hopkins ihn aus dieser großen Entfernung gesehen hatte?

Nein! Wenn einer nicht wußte, daß sich jemand hier oben aufhielt, dann blickte derjenige auch nicht erst in die Höhe. Jetzt war John Hiller davon überzeugt, daß seine überreizten Nerven ihm einen Streich gespielt hatten.

Die Flucht, der lange Weg nach Blairgrownie und zurück, ermöglichte nur eine kurze, hastige Mahlzeit, die ihm wie ein Stein im Magen lag. Gerade das Letztere bewies, daß die Nerven es waren, die ihm zu schaffen machten. Immer wenn er unter besonderen Anspannungen stand, machte der Magen nicht mehr mit.

Hiller beobachtete noch einige Minuten lang die nähere Umgebung des Castle mit dem Fernglas und suchte dann in der Ruine die am besten geschützte Stelle aus. Er fand sie zwei Räume weiter. Hier gab es nur ein einziges Fenster, das sich an jener Seite des turmartigen Vorsprungs befand, der auf dem scharf abfallenden Steilfelsen stand.

Das Fenster war nur klein und lag hoch, so daß er sich auf die Zehenspitzen stellen mußte, um überhaupt hinaussehen zu können.

Ihm genau gegenüber gab es eine schmale Türöffnung, die in einen quadratischen, fensterlosen Raum führte, der noch fast völlig mit einer Decke versehen war. Das bedeutete: er war vor Kälte und Regen geschützt!

Hier konnte er für die Nacht sein Lager zurechtmachen, falls er wirklich durchführte, was er anfangs beschlossen hatte.

John Hiller legte größten Wert darauf, auch vor Überraschungsangriffen geschützt zu sein. Für den Fall, daß Hopkins hier oben doch nachsah, wollte er sicher sein, dem Verrückten rechtzeitig in den Weg treten zu können. Von jenem dunklen, fensterlosen Raum aus hatte er selbst einen hervorragenden Blick ins Helle, während er im Dunkeln praktisch nicht wahrgenommen wurde.

John Hiller nahm einen ordentlichen Schluck aus der Sprudelflasche und machte sich dann daran, den fensterlosen Raum ein wenig aufzuräumen, Steine beiseite zu schaffen und sie vor der Tür aufzuschichten, um so einen noch besseren Schutz für eventuelle Eindringlinge und vor allem auch gegen Mäuse und Ratten zu haben.

Als er sich wieder bückte, stutzte er plötzlich.

Für den Bruchteil eines Augenblicks war es ihm, als ob er die Umrisse eines breiten und mit blauer Seide bespannten Bettes wahrnehmen würde.

Er blinzelte.

Er richtete sich auf.

Da war es wieder!

Hillers Herzschlag stockte. Genau vor ihm stand das Bett in seiner ganzen Pracht und Schönheit, und der fensterlose Raum wirkte plötzlich anheimelnd und gemütlich.

Wo waren die Steine und der Schmutz, die er eben noch

wahrgenommen hatte? Wo die kahlen, feuchten und rissigen Wände?

Verschwunden!

Er sah den Raum so, wie er vor fünf- oder sechshundert Jahren gewesen sein mochte. Es handelte sich hier um eine Schlafkammer, deren Wände mit französischen Seidentapeten verkleidet waren. Der Boden war ausgelegt mit weichen und kostbaren Teppichen.

»Das gibt es nicht! Das kann nicht sein!« hörte Hiller sich selbst sprechen.

Seine Nackenhaare sträubten sich, und siedendheiß wie Fieber fühlte er den Strom der Angst durch seinen Körper laufen.

John Hiller erinnerte sich an alte Bilder, die er vom Innern des verfluchten und geheimnisumwitterten Gästehauses gesehen hatte. Genauso war es gewesen.

Die zierlichen Nachttische, die Leuchter, die schweren Troddeln, die von den vier Pfosten des geschnitzten Bettes herabhingen, der große Spiegel an der Wand dem Bett gegenüber…

Hier gab es kein Fenster, um den Schläfer durch das Licht der aufgehenden Sonne nicht zu wecken. Wer hierher kam, wünschte zu schlafen und zu träumen.

Und auch hier sagte man dieser fensterlosen, schwülstig eingerichteten Schlafkammer besondere Kräfte zu.

Wer hier schlief, der hatte besondere Träume. Und um diese Träume zu erhalten und zu pflegen, durfte man sie nicht dem grellen Licht der Sonne aussetzen – so hatte es der Earl of Manon-Castle einst sinngemäß ausgedrückt.

Hiller schloß die Augen und öffnete sie wieder, und Bett, Seidentapete, Leuchter, Spiegel und Teppiche waren noch immer da.

Da ging der Reporter auf das Bett zu und tastete es ab. Er spürte es. Er setzte sich darauf, und es war weich und federnd, und er begriff zu spät, daß er genau das nicht hätte tun sollen…

Das Bett – war die Falle!

In dem Moment, als er darauf saß, wurde ihm all das wieder klar, was er an ungereimten Dingen über die Kammer und das Bett gehört hatte.

Als sein Körper Kontakt hatte, erwachten die Geister zum Leben.

Die Gestalten und Szenen, die von all denen geträumt wurden, die einst in diesem Bett lagen, waren wieder da.

Entsetzliches Gewürm kroch auf ihn zu. Die Wände wurden flüssig, schmolzen zusammen wie Wachs, und hinter den bizarren Restformen erblickte er die Welten des Teufels und der Dämonen, sah er die schleimigen Burgen der Geisterfürsten, die aus brackigen Sümpfen wuchsen wie knorrige Gewächse. Er sah die wilden, ineinander fließenden Farben fremder Himmel und schwarze, verkohlte Gliedmaßen zerteilter Wesen, die aus gesprungenen Eiern und

warzenförmigen Knospen krochen und sich ebenfalls auf ihn zubewegten.

Aber es waren nicht nur die Bilder, die ihn vor Schreck erstarrt bannten.

Es waren auch die Laute und Rufe, die an sein Gehör drangen.

Laute, wie er sie nie vernommen hatte, quollen aus der Tiefe hervor, ließen den Fußboden erbeben und die Schluchten und Welten, die er wie aus erhöhter Warte aus wie in Trance überblickte.

Es hörte sich an, als ob ein titanisches Ungeheuer aus dem Schlaf erwache und die unartikulierten Töne von sich gebe.

Er sah grausame Riten, erblickte groß wie einen Berg eine Göttin, die weit ihre Arme über ein bizarres Land ausstreckte und der Schatten, der von ihrem Körper ausging, ließ die Menschen, die in heller Panik vor ihr flohen, sterben wie die Fliegen.

Und dann schälten sich Gesichter aus schwarzen Nebeln, die aus glühenden Erdlöchern und Felsspalten webten.

Gesichter, die er kannte!

»Elena! Mike! Andrew O'Hara! Ireen Bous!«

Die Toten – sie waren alle da – und sie berührten ihn mit ihren kalten, gierigen Fingern.

Hände stießen ihn an und warfen ihn auf das breite Bett zurück.

Er konnte sich nicht mehr bewegen.

Sie drückten ihm die Kehle zu, und auch dagegen konnte er nichts tun.

Das Bett war plötzlich kein Bett mehr – ein riesiger Schacht tat sich unter ihm auf, und zwischen den Gesichtern seiner Mörder tauchten all jene Gesichter der Menschen auf, die schon zu Lebzeiten des Earl hier im Raum den Tod fanden. Auch die Angstzustände derer, die damals starben, nahmen bildhafte Gestalt an, und John Hiller wurde Zeuge der Szenen, die seinen Verstand an den Rand des Wahnsinns trieben.

Die Sinne schwanden ihm. Er begriff, daß er sich in tödlicher Gefahr befand – und er riß sich noch mal zusammen, so daß ein einziger, gewaltiger, entsetzter Schrei über seine Lippen kam und durch die Ruine des Gästehauses hallte.

*

Der Schrei war wie eine Erlösung, eine letzte Hoffnung.

Wenn es jemand gab, der ihn hörte!

Aber hier in der Bergeinsamkeit gab es keinen Menschen, der ihm zu Hilfe eilen konnte. Er hatte das verfluchte Zimmer betreten und war den bösen Gedanken unsichtbarer, mordgieriger Wesen zum Opfer gefallen.

Von dem Bett gingen unheilvolle Einflüsse aus.

Jeder, der hier geschlafen hatte, war am nächsten Morgen nicht mehr aufgewacht.

John Hiller hörte seinen Schrei verebben – und dann fühlte er die rasche Abwärtsbewegung, als ob er in die Tiefe stürze.

Hier konnte ihm niemand mehr helfen, niemand wußte, daß er sich hier oben aufhielt.

Einer aber hörte den Schrei.

Ein Mensch glitt durch die Luft, tauchte, umhüllt von einem roten, trikotähnlichen Gewand und umgeben von einer strahlenden Aura über der Ruine des Gästehauses auf.

Mirakel, der Mensch, Mirakel – der Dyktenmann!

Wie ein Pfeil stieß er durch die Luft und drehte sich um seine eigene Achse. Er wirbelte wie ein Blatt durch die Lüfte, leicht und schwerelos, weil er den Gesetzmäßigkeiten dieser Welt nicht mehr unterstand.

Er hielt die Beine leicht angewinkelt, kam kraftvoll aus der Höhe und stieß durch das offene Dach der Ruine.

Ohne auch nur eine Sekunde lang zu zögern, eilte er um die kahlen Mauern und erreichte die dunkle Kammer, aus der er den entsetzten Aufschrei vernommen hatte.

Im nämlichen Augenblick sah er die Kammer so, wie sie einst war. Seidenschimmernde Wände, Teppiche, Leuchter, Bett…

Von einer Sekunde zur andern meinte er die Grenzen zwischen den Zeiten – zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit – gesprengt zu haben.

War er in einer anderen Zeit angekommen?

Oder war das Ganze nicht mehr als eine teuflische Vision?

Er blickte sich schnell um.

Hinter ihm war das Gästehaus eine ungastliche Ruine. Vor ihm aber befand sich ein Zimmer, das mit kostbaren Seidenstoffen, Teppichen und Möbeln eingerichtet war.

Ein Zimmer ohne Fenster, ein Zimmer noch mit Decke versehen.

Aber das war noch nicht alles.

Auf dem Bett lag jemand. Ein Fremder. Ein Mann. Er hatte die Augen zur Decke gerichtet, und sein Mund war weit aufgerissen, wie zum Schrei.

Dann sah Mirakel noch etwas, was ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Der Tote versank langsam in der Matratze, als handele es sich nicht um eine feste Unterlage, sondern um einen brackigen Sumpf, der sein Opfer langsam, aber unbarmherzig in die Tiefe zog.

Mit einem blitzschnellen Schritt war Mirakel im Zimmer.

Er warf sich förmlich auf das Bett, um zu sehen, ob der Mann dort

wirklich tot und verloren war – oder ob er noch etwas für ihn tun konnte.

Dieser eine Schritt nach vorn aber bewirkte, daß auch er in den Bannkreis des Bösen geriet.

Der Bezirk unmittelbar um das Bett war verflucht, wie der Earl das einst wollte.

Molochos und Rha-Ta-N'my, Shab-Sodd der Dämonenzeuger und Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige Lügengott, deren Namen der Earl of Manon kannte und der die beschwörenden Gesänge zu ihnen in die Tiefe angestimmt hatte, waren einst persönlich hier gewesen und hatten den Boden mit ihren Füßen entweiht.

Mirakel konnte sich dem Sog, der ihn förmlich packte, nicht entziehen.

Es war nicht mehr sein eigener Schwung, der ihn auf das Bett warf – es waren fremde Hände, die ihn von hinten anstießen und den Schwung verstärkten.

Er griff nach der Gestalt auf dem Bett, um sie vollends vor dem Versinken zu bewahren.

Aber seine Reaktion erfolgte trotz enormer Geschwindigkeit eine Zehntelsekunde zu spät.

John Hillers Körper versank in der Matratze und verschwand, ehe Mirakel ihn berührte.

Da war er auch schon im Bann des dämonischen Kreises und der teuflischen Einflüsse.

Er konnte nur noch den Kopf wenden, war aber nicht mehr imstande, sich dem Bannbereich zu entziehen.

»Es tut mir leid!« sagte die Stimme hinter ihm. Katja Manstein! Er sah sie schemenhaft verschwommen vor sich, bleich und entkräftet, abgemagert, als hätte sie seit Wochen oder Monaten nichts mehr Richtiges gegessen. »Es mußte sein, Mirakel. Nur so ist es möglich, dorthin zu gelangen, wohin du gehen mußt. Auf dem Umweg – über den Tod!«

Er sah, wie ihre Gestalt heftig hin und her schwankte wie ein Schilfrohr im Wind.

Katja Manstein schien sich verzweifelt gegen Kräfte zu wehren, die sich ihr widersetzten.

Die Augen in ihrem totenblassen Gesicht erinnerten an glühende Kohlen.

Um Katja Manstein herum tauchten schreckliche Fratzen auf, hüllten sie ein, stürzten sich wie gierige Mäuler auf sie, und das Medium verschwand.

Mirakel vernahm noch ihren gellenden, langgezogenen Schrei.

Dann war er allein – mit sich und seinem Grauen.

Er kam nicht mehr los von dem Bett und lag darauf wie einer, dem

sämtliche Nervenstränge und Muskelfasern und Sehnen den Dienst verweigerten.

Er war nicht mehr als eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte.

In diesen Sekunden begriff er, was Katja Manstein mit ihren Worten vom Umweg über den Tod gemeint hatte.

Unheilbringende Wesen umringten ihn. Die bösen Gedanken und grausigen Träume der Verflossenen, die in diesem Bett den Tod durch des Earls magische Kräfte fanden, erwachten zu gespenstischem Leben.

Sie waren programmiert auf – Mord.

Und so töteten sie ihn, und er merkte, wie das Leben aus seinem Körper entwich…

*

… und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn er sah es davonfließen, sah sich ›neu‹ werden, wie einen Geist, der aus einem stofflichen Körper tritt und einen Leib aus ätherischer Substanz bildet.

Er blickte auf sich zurück. Dort unter ihm lag seine sterbliche Hülle – und er sah, wie sie versank, genauso wie der Leib des Fremden, dem er noch zu Hilfe eilen wollte.

Und jetzt, nach Eintritt des körperlichen Todes, erblickte er seine Umgebung als Geist auch wieder so, wie sie wirklich war.

Da gab es kein Bett, da existierten keine Seidentapeten aus Frankreich, da gab es keine Möbel, Teppiche oder Leuchter.

Das Gästehaus war und blieb eine Ruine. Und die verfluchte Stelle, wo einst das Bett stand, war in Wirklichkeit der Einstieg in eine Falltür, die weit geöffnet war und in der sein lebloser Körper verschwand. Er stürzte in die Tiefe.

Mirakels Geist schwebte rasend schnell in den Schacht.

In fünf Metern Tiefe schlug der hilflose, entseelte Körper auf. Der tote Mirakel rollte schlaff auf die Seite, lag in seltsam verkrümmter Haltung da, während Mirakels Geist aus der Höhe geschwebt kam, ratlos und verwirrt seinen eigenen Körper umkreiste, ihn berührte und umdrehte, als könne er dadurch bewirken, wieder Besitz von seinem Körper zu nehmen.

Deutlich zu sehen waren die Würgemale am Hals. Unzählige Hände hatten ihm die Luft abgestellt und ihn, der hilflos und durch dämonischen Bann gelähmt auf dem Todesbett gelegen hatte, ermordet.

Aber ein Übergang in seinen stofflichen Körper war nicht mehr möglich.

Er war tot, und sein Geist war hier im Reich der Geister gefangen!

Trauer, Ratlosigkeit und Angst erfüllten ihn, und er wurde noch verwirrter, als er daran dachte, daß durch Katja Mansteins Verhalten eine Situation heraufbeschworen worden war, die ihn in diese Lage praktisch erst brachte.

Das Medium hatte ihn hierher gelockt…

War es ein Locken gewesen? Die Widersprüchlichkeit der Botschaft paßte eigentlich ebensowenig in dieses Bild wie die Entschuldigung Katja Mansteins, die er zuletzt registriert hatte. Es schien, als hätte das durch geheimnisvolle Mächte entführte Medium einen Teil der Botschaft unter Zwang und einen weiteren Teil unter größter Gefahr für die eigene Existenz auf den Weg gebracht.

Er vernahm das Wispern und Raunen und die raschelnden Bewegungen, die sich von ihm entfernten.

Der Schacht verengt sich auf der einen Seite zu einem endlos langen Stollen.

Wohin führte die undurchdringliche Dunkelheit, die mit fremden, geisterhaftem Leben erfüllt war?

Er löste sich von seinem toten Körper.

Mirakels Geist verfügte durch den Strom der kosmobiologischen Einflüsse über die gleichen Möglichkeiten und Fähigkeiten, die auch seinen Körper auszeichneten.

Die Schwerkraft besaß keine Bedeutung für ihn, er konnte fliegen wie zuvor, und so durcheilte er schnell den Stollen, stellte fest, daß einige Treppen tiefer der Stollen weiterging und fast kerzengerade in den Bauch des Berges führte. Zwischen dem Gästehaus des Earl und dem Manon-Castle gab es einen Verbindungsgang, der die ganze Schlucht überbrückte!

Am Ende des Stollens angelangt, führte eine gewundene Treppe in die Höhe. Die Stufen mündeten in einem Rechteck, das sich mitten in einer großen, mit quadratischen Steinplatten ausgelegten Halle befand.

Säulen, massig und schwer… gewölbte Decken. Fensternischen… Zwischen zwei Säulen in der Halle vor ihm eine Treppe, die sich schneckenförmig wie in einem Krater in die Tiefe bewegte.

Diese Säulen! Ein bestimmter Ausschnitt dieser Halle kam ihm sofort bekannt vor.

Das Bild in dem Magazin! Das Bild, das Katja Manstein durch Gedankenfotografie auf den Film der Polaroid-Kamera bannte.

Dies hier war das Motiv! Er war an Ort und Stelle und begriff im gleichen Augenblick die ganze Tragweite des Geschehens.

Wenn Katja Manstein sich hier gezeigt hatte, dann bedeutete dies, daß auch sie nicht mehr am Leben war!

*

Inspektor Frazer gab dem chauffierenden Beamten an seiner Seite das Zeichen zu stoppen.

Der Inspektor mit dem grauen Haar und der kräftigen Nase verließ das Fahrzeug und ging zu dem Wagen, der hinter ihm anhielt.

»Was ist los, Inspektor?« fragte einer seiner Mitarbeiter verwundert. »Ist was nicht in Ordnung? Streikt der Wagen?«

»Ich will mich ein wenig in der Gegend umsehen. Dave, du kommst mit mir. Ihr andern fahrt weiter. Die eine Hälfte kehrt umgehend nach Perth zurück. Einen Wagen behalte ich hier. Hinter dem Felsvorsprung ist er gut aufgehoben. Die Stelle liegt so geschützt, daß sie auch vom Castle aus nicht einsehbar ist. Was schaut ihr mich so an? Ich hab nicht den Verstand verloren. Ich will mich hier unten noch ein wenig umsehen. Der bis zum Rand mit Wasser gefüllte Krater interessiert mich.«

Seine Begleiter, die ihn umringten, blickten ihn an, ohne zu begreifen, was das alles zu bedeuten hatte.

Frazer seufzte. »Ist euch denn gar nichts aufgefallen?«

»Was sollte uns aufgefallen sein, Inspektor?« wurde er von einem gefragt.

»Zum Beispiel die helleren Stellen in der Felswand unterhalb des Plateaus. Frische Bruchstellen! Wenn die Fahrzeuge, von denen mir der Unbekannte am Telefon erzählt hat, wirklich oben auf dem Plateau parkten, und wenn in dem Castle wirklich etwas geschah, was nur annähernd mit den Angaben übereinstimmt, dann mußten der oder die Täter alles daransetzen, die gröbsten Beweisstücke kurzerhand verschwinden zu lassen. Das waren in diesem Fall die Fahrzeuge. Sie einzeln wegzufahren, wäre zu auffällig gewesen. Sie mußten von der Bildfläche verschwinden, damit die Geschichte wieder stimmt. Ed Hopkins hat behauptet, in der letzten Nacht keine Gäste auf seinem Schloß gehabt zu haben. Der anonyme Anrufer aber behauptet das Gegenteil. Wer hat nun recht?«

»Glauben Sie denn immer noch die ungereimte Geschichte, Inspektor?« fragte Lieutenant Brown. »Ich dachte, das wäre ausgestanden.«

»Die frischen Bruchstellen an der Felswand und das Geröll unten in der Schlucht haben mich mißtrauisch gemacht.«

»Steinschlag, Inspektor. Nichts weiter.«

»Nun, wir werden's bald genauer wissen. Ihr fahrt nach Perth zurück und wartet weitere Instruktionen ab. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir uns innerhalb der nächsten drei Stunden melden und einen Froschmann anfordern, den ihr dann bringen müßt. Ihr hört auf alle Fälle von uns. Wenn wir uns bis heute abend um sechs Uhr nicht gemeldet haben, stattet uns einen Besuch ab und

durchsucht das Castle bis auf den letzten Winkel. Alles klar?«

Er blickte sich in der Runde um. Frazer war bekannt dafür, daß er gründlich und in vielen Dingen übergenau war.

»Ich weiß, was jetzt in euren Köpfen vorgeht, Jungs«, fuhr Frazer fort. »Ihr denkt, der Alte nimmt's mal wieder zu ernst. Möglich… Ich kann aber den Anrufer und das, was er gesagt hat, erst vergessen, wenn ich die Gewißheit habe, daß ich an der Nase rumgeführt wurde. Dann ist die Sache ausgestanden. Und jetzt, Dave, gehen wir zum Krater. Mal sehen, was es dort gibt.«

Drei Minuten später bog das zweite Fahrzeug mit den restlichen Beamten aus Perth auf die Hauptstraße Richtung Blairgrownie ein, und Frazer marschierte mit seinem Begleiter in das unwegsame Gelände.

Von hier aus brauchte er eine halbe Stunde, um in die Nähe des zerklüfteten Kraters zu kommen, der einen großen, natürlichen See inmitten der unzugänglichen Schlucht bildete.

Frazer und sein Assistent sahen sich das herausgebrochene Geröll gut an.

Plötzlich stutzte der Inspektor. »Schau dir das an, Dave«, sagte er ernst.

Er hielt dem Begleiter einen Felsbrocken unter die Nase, an dem sich dunkelblaue Lacksplitter befanden.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es Dave.

»Wie du siehst, gibt es das doch.«

Sie fanden noch mehr.

Zwischen den Steinen lagen Glassplitter, die eindeutig von geriffelten Autoscheinwerfern stammten.

»Wie kommt das wohl hierher in die Berge?« murmelte Frazer tonlos. Sein scharf geschnittenes Gesicht wirkte nun erst recht wie aus Stein gemeißelt. »Da wird doch kein Umweltschmutzfink auf die Idee kommen und hier einen Schrottabladeplatz eröffnen, wie?«

Er blickte die Steilwand nach oben, ging dann so dicht wie möglich am Kraterrand entlang und starrte in das stille, dunkle Wasser.

Minutenlang stand er davor und rührte sich nicht vom Fleck.

Dann stieß er hörbar die Luft aus der Nase. »Es ist unfaßbar, unglaublich, aber der Anrufer hatte recht. Komm doch mal her, Dave!«

Der Gerufene stellte sich neben den Inspektor.

»Du mußt den Kopf ein wenig schräg halten. Dann siehst du's vielleicht. Die Sonne bringt es an den Tag.«

Genauso war es.

Das Licht der hochstehenden Sonne lag über dem stillen Bergsee. Darin schimmerte es – wie Chrom. Und darüber – dunkelrot.

Die Karosserie eines der Fahrzeuge!

Dave wurde blaß.

»Was sollen wir jetzt tun, Inspektor?«

»Uns Gewißheit verschaffen, Dave. Du fährst nach Blairgrownie und forderst einen Froschmann an. Wir müssen wissen, was es da auf dem Grund des Sees wirklich gibt.«

»Okay, Inspektor.«

Das waren Daves letzte Worte in seinem Leben.

Er wußte nicht, daß oben auf dem Felsplateau einer stand, der seinen Kopf in diesem Moment genau im Fadenkreuz eines Zielfernrohres hatte, das auf einer Winchester steckte.

Ein Schuß krachte und hallte wie Donnergrollen durch die Bergwelt der Grampians.

Dave stand da, und ein erstaunter Ausdruck erschien auf seinem Gesicht, ein kleines, rundes Loch zwischen den Augen, das sich langsam rot färbte.

Dann kippte Frazers Begleiter über den scharfkantigen Rand des Kraters. Das eiskalte Wasser des Sees schlug über dem Toten zusammen.

Frazer riß den Kopf herum, starrte nach oben auf den Steilfelsen und sah die Gestalt, die jetzt erneut anlegte.

Der Mörder zielte auf das zweite Opfer.

Dort oben stand Ed Hopkins, der verrückte Cowboy, und drückte ab…

Die Stichflamme schoß aus der Mündung!

*

Er ging auf die beiden Säulen zu, zwischen denen sich die gewundene Treppe befand.

Hier innerhalb des Manon-Castle existierte offensichtlich außer der Welt, die man als Lebender wahrnahm, eine zweite Schattenwelt, die den Geistern gehörte.

Für Mirakel waren die normalen Wände und Säulen durchsichtig und durchlässig, und er fühlte sie nicht, als er sie berührte. Die Materie der Geisterwelt war für ihn spürbar.

Er ging die scharf gewundenen Stufen nach unten. Der Kreis der Treppen innerhalb des kraterähnlichen Lochs wurde immer enger. Am unteren Ende befand sich eine kreisrunde Fläche. Nach oben blickend gewahrte Mirakel den in die Breite gehenden Krater.

Einen Fuß vor den anderen setzend näherte Mirakel sich dem düsteren Eingang, der sich genau ihm gegenüber auftat.

Er kam durch ein tunnelartiges Gebilde, das rundum geriffelt war wie die Oberfläche einer überdimensionalen, schwarzen Muschel.

Der Tunnel mündete in einen düsteren, mit unheimlichen Farben

erfüllten Saal.

Hier unten wurden die Grenzen des Endlichen aufgehoben.

Mirakel fühlte nur Weite, in der alles zu schweben schien. Es gab keine Wände mehr, keine Decke – das ganze Drumherum fehlte.

Aber die gewaltige Weite dieses farbendurchwebten Saales war nicht leer.

Mirakel spürte die Nähe von Wesenheiten.

Er glitt wie durch ein Wolkenmeer und sah Gestalten, die wie Wolken an ihm vorüberschwebten.

Menschen!

Am Ausdruck ihrer Gesichter und an der Kleidung, die sie trugen, erkannte er, aus welcher Zeit diese Menschen stammten.

Die meisten kamen aus der Zeit des zwölften oder beginnenden dreizehnten Jahrhunderts. Vereinzelt nahm Mirakel auch Menschen aus der Gegenwart wahr.

Er hatte manchmal das Gefühl, als befänden sich diejenigen, die er sah, ganz in seiner unmittelbaren Nähe, und er brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken. Doch wenn er das dann tat, mußte er feststellen, daß die Gestalt sehr weit von ihm entfernt war. Hier in der Halle waren die Gesetze der Wirklichkeit aufgehoben, nah und fern gab es nicht, wie es oben und unten im Weltall nicht gab.

Er sah eine attraktive junge Frau mit platinblondem Haar, das kurz geschnitten war. An ihrer Seite befand sich ein erfolgreich aussehender, dunkelhaariger Mann, Managertyp. Das war Andrew O'Hara. Mirakel wußte nichts von ihrem Schicksal.

Er dachte an Katja Manstein.

Da ereignete sich etwas Merkwürdiges.

Er sah sie plötzlich vor sich. Gedanken genügten hier im Reich der Toten, um diejenigen zu rufen, mit denen man Kontakt haben wollte, die man zu sehen hoffte.

Katja Manstein stand an einem dämonenfratzigen, totempfahlähnlichen Gebilde, das sich am Fuß eines mächtigen, steinernen Throns befand, der von dunklen Nebelschleiern umhüllt war.

Das Medium war mit groben Fesseln an den Pfahl gebunden, und zu seinen Füßen begannen kleine Flammen zu züngeln.

Da begriff Mirakel, daß nicht Katja Manstein zu ihm gekommen war, sondern daß seine Gedanken ihn zu ihr getragen hatten.

»Katja!« entfuhr es ihm. »Was hat man mit Ihnen gemacht!«

Er machte sofort einen Schritt nach vorn, um die groben, tief in ihr Fleisch einschneidenden Fesseln von ihrem Körper zu lösen.

»Nicht!« rief sie ihm dazu. »Verlieren Sie keine Zeit! Mir kann niemand mehr helfen. Helfen Sie sich selbst und den andern, die unter dem Fluch leiden und an diesen verfluchten Ort gekettet sind. Mich

hat man entführt und mit Fleisch und Blut hier an diesen Ort gebracht. Der hier uneingeschränkt herrscht, wollte verhindern, daß ich das mitteile, was ich gesehen und gehört hatte. Ich bin froh, daß es mir gelungen ist, aus diesem verfluchten Reich heraus Kontakt zu finden zu dem, der sich auf mich konzentrierte…«

»Es war Zufall! Damit ist das schließlich doch eingetreten, was der Earl of Manon-Castle verhindern wollte: daß du den ›See der Wahrheit‹ zu sehen bekommst.«

Die Feuerzungen unter Katja Mansteins Füßen wurden höher. In das Knistern und Prasseln der steil aufsteigenden Flammen, die plötzlich emporschossen, mischte sich der unheilige, abstoßende Gesang und die disharmonische Musik, die von Instrumenten kam, die nie auf der Erde gespielt worden waren.

»Durch meine Entführung wollten Sie deine Ankunft verhindern. Aber das ist den Geistern der Finsternis nicht gelungen, über die Philipe, Earl of Manon-Castle herrscht! Der ›See der Wahrheit‹, den ich sah und den ich Ihnen beschrieb, ist wie ein Tor, durch das sie kamen, und das wieder geöffnet werden kann, damit die verschwinden, die widerrechtlich die Seelen hier bannen. Die Geister Molochos', die ich gesehen habe, werden wie eine Insektenplage über die Welt kommen. Das hier ist ein solcher Spalt, durch den sie kriechen. Verschließen Sie diesen Spalt! Der Spuk von Manon-Castle ist damit im gleichen Augenblick gebannt, und Leben und Tod wird für den Herrn im Geisterland eines sein…«

Da hüllten die Flammen das Medium ein.

Mirakel konnte die Dinge nicht einfach so hinnehmen.

Katja Manstein wollte sich opfern! Sie war kein Geist. Eine schreckliche Strafe hatte man für sie ausersehen, die in diesen Sekunden ihren Abschluß finden sollte. Wo die Geister hausten, war ihr Leib entführt worden, und bei lebendigem Leib sollte sie hier verbrannt werden wie eine Hexe, weil sie Bilder und Dinge gesehen hatte, die einem Sterblichen verborgen bleiben mußten.

Das konnte er nicht zulassen!

Weniger als eine Hundertstelsekunde brauchte er für diese Überlegungen. Da flog er auch schon nach vorn.

Er passierte den Feuervorhang so schnell, daß menschliche Augen die Bewegung kaum mitbekamen.

Ebenso schnell bewegten sich seine Finger, welche die Fesseln lösten.

Und noch ehe die prasselnden, lodernden Flammen Katja Mansteins Körper leckten, lag sie schon in Mirakels Armen.

Sie besaß für ihn keine feste Substanz. Seine Finger drangen ein in ihren Körper, weil er ein Geist war. Aber sie spürte das nicht, nahm es nicht mal wahr.

In den Gesang der Geistermusik und der Geisterstimmen mischte sich hohles Lachen.

»Narren! Glaubt ihr wirklich, hier in meinem Reich etwas erreichen zu können? Du glaubst ihr wirklich all das, was sie dir gesagt hat, Fremder? Nichts von alledem ist wahr! In Shab-Sodds Namen, der Molochos' über die Maßen liebt: du bist verloren wie auch sie verloren ist. Der ›See der Wahrheit‹ wird dich verschlingen wie der Rachen eines Ungetüms.«

Die dunklen Nebelschleier über dem steinernen Thron teilten sich.

Ein Mensch saß darauf.

Er wirkte selbst wie ein Ungeheuer. Sein Körper warf Blasen wie ein kochender Sumpf, seine Glieder waren geschwollen und von aufbrechenden Geschwüren bedeckt. Schwärzliches Blut floß durch die brüchigen, aufgequollenen Adern, und wenn man genau hinsah, war zu erkennen, daß das gesamte Gewebe nur noch einen losen, lockeren Verband bildete.

Die Zellen waren nicht mehr zusammengewachsen.

Sie bewegten sich wie ein dicker, zäher Brei, wie Gewürm…

Dieser Mensch, der hohl und dröhnend lachte, und von dessen schwarzen Lippen die Warnungen kamen wie zähe Gifttropfen – war kein Mensch mehr, auch wenn er einen menschlichen Namen trug.

Es war niemand anders als – Philipe, Earl of Manon-Castle.

*

Er erkannte die tödliche Gefahr und handelte.

Inspektor Frazer hechtete nach vorn. Keine Sekunde zu früh.

Der Schuß krachte. Die Kugel surrte durch die Luft an der Stelle, wo Frazer eben noch gestanden hatte. Mit tödlicher Sicherheit hätte sie ihn getroffen.

Das Projektil klatschte in den Bergsee.

Frazer lag am Boden und kroch hinter einen Felsen, als ein weiterer Schuß abgefeuert wurde. Donnerhall verebbte in der Schlucht. Die Kugel riß ein Stück des Felsens ab, hinter dem Frazer kauerte.

Der Inspektor zerrte seine Dienstwaffe hervor, entsicherte sie und feuerte einen Schuß nach oben ab. Er war ein guter Schütze. Er sah, wie Ed Hopkins, der erneut anlegen wollte, einen Sprung zur Seite machte und nun ebenfalls Deckung suchte.

Frazer kroch weiter zu der steil vor ihm aufragenden Felswand und suchte hinter einem Vorsprung Deckung. Hier wähnte er sich sicher.

Zwischen ihm und Hopkins wurden noch ein paar Schüsse gewechselt, und Frazer kam sich vor wie im Wilden Westen.

Hopkins erreichte nicht das Ziel, seinen Gegner zu Boden zu

strecken.

Das aber hatte er sich gesteckt. Und Frazer, der ein guter Psychologe war, ahnte, daß Hopkins alles daransetzen würde, doch noch sein Ziel zu erreichen.

Er täuschte sich nicht.

Eine Zeitlang blieb es still. Dann kullerten Steine in die Tiefe.

Frazers Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und er beobachtete seine Umgebung sehr genau.

Es war unmöglich, daß der Todesschütze die Steilwand herabkam. Er konnte sich nur von der einen Seite der Schlucht nähern, die auch Frazer benutzt hatte.

Eine Viertelstunde später krachte von vorn – völlig sinnlos abgegeben – ein Schuß aus der Winchester.

Hopkins schien die Nerven verloren zu haben, denn sein Schuß war um mehr als zehn Meter zu weit links plaziert.

Oder kam es dem »verrückten Cowboy« darauf an, seinen Gegner zu verwirren und einzuschüchtern, um ihn zu einer Kurzschlußhandlung zu verführen? Doch Frazer tat ihm nicht den Gefallen.

Sämtliche Sinne angespannt, verhielt er sich völlig ruhig. In dem Versteck, in dem er hockte, war er sicher. Die Felswand machte einen scharfen Knick nach vorn und stieg über ihm wie ein vorspringendes Dach an.

Frazer ließ keinen Zipfel von sich sehen.

»Kommen Sie ’raus, Inspektor!« dröhnte da Hopkins’ Stimme durch die Schlucht. »Ich weiß, wo Sie sind. Ich kann Sie abknallen wie einen tollwütigen Hund. Sie haben keine Chance!«

Frazer leckte sich über seine spröden, staubigen Lippen und gab keine Antwort. Hopkins’ Worte bewiesen ihm daß der andere nur bluffte. Er wußte überhaupt nichts.

Steine kullerten, Schritte knirschten…

Aus seinem Versteck heraus sah Frazer einmal das großkarierte Hemd seines Gegners und den Kopf, als Hopkins geduckt auf einen anderen Felsbrocken zulief, um sich dahinter zu verbergen.

Für volle zwei Sekunden präsentierte Hopkins sich wie auf einem silbernen Tablett. Frazer hätte ihn von seinem Versteck aus niederschießen können, aber es kam ihm nicht darauf an, diesen Mann zu töten. Er wollte ihn lebend und herausfinden, was hier eigentlich vorging.

So verhielt er sich weiter passiv. Damit machte er seinen Gegner nervös. Hopkins stand unter Zugzwang.

Es ging ihm nicht schlecht genug. Nicht er, Frazer, mußte nervös werden, sondern Hopkins.

Und fast genauso kam es. Allerdings mit einem kleinen

Schönheitsfehler.

Hopkins war sich nicht ganz sicher, ob er den Inspektor nicht vielleicht doch getroffen und empfindlich verletzt hatte. Daß Frazer sich so ruhig verhielt, mußte seinen Grund haben.

Seine Unvorsichtigkeit und darüber hinaus seine Schnelligkeit im Handhaben der Waffe ließen das Zusammentreffen mit Inspektor Frazer zum Schicksal werden.

Hopkins tauchte an der Seite von Frazers Versteck auf.

Im gleichen Augenblick sprang der Inspektor in die Höhe. Hopkins hielt sein Gewehr nach links gerichtet, weil er offenbar der Meinung war, Frazer würde hinter dem halbhohen Felsblock kauern und nicht so weit seitlich neben der Wand.

Das war sein Fehler.

»Nehmen Sie die Hände hoch, Hopkins, und machen Sie keinen Unfug!«

Der Amerikaner wirbelte herum. In seinen Augen las Frazer den blanken Wahnsinn.

Hopkins' Hand kam blitzschnell und mechanisch in die Höhe.

Er war zu allem entschlossen, er nahm die Warnung nicht ernst!

Sein Finger krümmte sich um den Abzugshahn der mit Zielfernrohr ausgestatteten Winchester.

Da drückte Frazer ab.

Er zielte genau – und traf Hopkins' Hand. Der brüllte vor Schmerz, Wut und Enttäuschung auf.

Die blutende Hand ruckte herum, der Schuß ging um Haaresbreite an Frazer vorbei.

Hopkins besaß eine Willenskraft, wie man sie sich als Außenstehender kaum vorstellen konnte.

Er taumelte zurück und brachte es mit seiner durchschossenen Hand fertig, das Gewehr nochmal durchzuladen.

Da riß Frazer sein rechtes Bein hoch. Seine Stiefelspitze knallte gegen Hopkins' Schußhand.

Der Arm flog hoch – und genau in dem Augenblick löste sich der Schuß, als die Mündung schräg auf Hopkins' rechte Brustseite zeigte.

Die Stichflamme versengte das karierte Cowboyhemd. Die Kugel durchschlug aus allernächster Nähe seine Brust und durchbohrte die Lunge.

Hopkins taumelte, ließ die Waffe fallen und sackte gurgelnd zu Boden.

Im nächsten Moment war Frazer über ihm und riß ihm das Hemd auf.

»Unsinn«, preßte der Erbleichende hustend hervor. »Da ist… nichts mehr zu machen… geben Sie sich keine Mühe!«

Ein Hustenanfall… Der Mann spuckte Blut.

Hopkins grinste verzerrt. »Ich hab’s gewußt… Sie sind nicht zu unterschätzen. Sie lassen sich nicht so einfach abspeisen. Das… hab’ ich Ihnen angemerkt.«

»Es stimmt also, Hopkins… Was ist passiert?«

»Es hat ein paar Tote gegeben. Gegen meinen Willen. Es hat eine… Party gegeben… gegen meinen Willen. Der Earl hat es so gewollt…«

»Das denken alle. Sein Geist spukt noch immer in den Gemäuern. Es gibt innerhalb… des Castle… eine Welt… die man mit bloßem Auge nicht sieht… Ich habe Angst, Inspektor«, sagte er leise mit rasselnder Stimme.

Der Amerikaner deutete ein Nicken an. Er war schon sehr schwach. Er mußte innerliche Blutungen haben.

»Angst vor dem Sterben… weniger. Mehr vor dem, was danach kommt… da ist nicht die große Leere, das absolute Nichts, Inspektor… ich hab’s doch selbst schon erlebt… Das Leben ist wichtig – mir aber war es zu wichtig. Ich wollte Erfolg haben, um jeden Preis. Ich bekam diesen Erfolg… durch die Anbetung und Verehrung finsterer Wesenheiten, die nichts auf dieser Welt zu suchen haben… Ich habe das nie sehr genau genommen Molochos… Rha-Ta-N’my… Shab-Sodd… Utosh-Melosh-Orsh… Nh’or-Thruu, der Irre aus Zoor… und wie sie alle heißen… ich habe darüber gelacht… Namen von Geistern von Göttern aus ferner Zeit. So etwas nimmt man doch nicht ernst! Es hieß, wenn man sich ihnen anbietet… sich ihnen anvertraut, dann werden sich alle Wünsche erfüllen. Als Lohn erwarten sie die Seele dessen, der sich ihnen verschrieben hat… Lächerlich, – dachte ich. Aber es stimmte. Ich habe die schrecklichen Namen angerufen und dadurch von Manon-Castle erfahren. Mein Erfolg nahm Formen an, der mich selbst überraschte und schließlich erschreckte. Ich verlor das, was einen Menschen ausmacht: mein Herz, mein Gefühl für andere… ich war nur noch für mich selbst da… aber das allein kann ein Dasein nicht ausmachen… jetzt wird die Rechnung quittiert, ich werde so werden, wie Philipe, Earl of Manon-Castle, der über die Geister herrscht, die er sich selbst schafft.«

Hopkins’ Stimme war zuletzt immer leiser geworden.

»Helfen Sie mir, – Inspektor…«

»Wie kann ich Ihnen helfen, Hopkins?«

»Vielleicht durch einen – ganz einfachen Handstreich… Töten Sie sie!«

»Töten? Wen soll ich töten?«

»Sandy… die Frau, die Sie vorhin sahen. Die Blonde mit den blauen Porzellanaugen… und dem Monroebusen… in dieser Gestalt ist sie Mensch… ist er Mensch. In meinem Gürtel… steckt eine kleine Pistole. Ich trage sie immer bei mir… für den Fall, daß ich es mir doch nochmal anders überlegen sollte. Nun komme ich selbst nicht mehr

dazu…«

Die letzten Worte verstand Frazer kaum noch. Er mußte sich tief hinabbeugen. Sein rechtes Ohr berührte fast Hopkins Lippen und vernahm das Flüstern des Sterbenden.

»Sandy – ist Philipe, Earl of Manon-Castle, Inspektor…«

*

»… aus der Welt der Unsichtbaren kann er so sichtbar werden. Sein eigener Körper selbst… ist zerstört, nur noch eine Ansammlung wimmelnden Fleisches… mit Sandys Tod retten Sie mir möglicherweise die Ewigkeit… denn ich bin auf Gedeih und Verderb mit Philipe, Earl of Manon-Castle, verbunden.«

Dann war es zu Ende.

Frazer drückte dem Toten die Augen zu.

Wie der gesagt hatte, befand sich in der Tat unter seinem Gürtel eine kleine, offenbar für ihn persönlich geschmiedete Pistole. Sie selbst bestand aus reinem Silber, und in dem Magazin befanden sich tatsächlich drei aus Silber gegossene Kugeln.

Inspektor Frazer nahm die Waffe an sich, atmete tief durch und verließ dann die Schlucht, in der es zwei Tote gegeben hatte.

Sein Ziel war heute zum zweitenmal das Manon-Castle.

*

»Er lügt!« stieß Katja Manstein hervor. »Er will Sie gegen mich aufhetzen und verhindern, daß Sie die Wahrheit erkennen, Mirakel! Schon die erste Kontaktaufnahme wurde durch ihn verfälscht. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, was ich Ihnen auf geistigem Weg über eine Entfernung von fast tausend Meilen hinweg alles mitteilen wollte. Ich war völlig verausgabt… er hat mich geschwächt, und er hat vor allen Dingen wohl auch nicht damit gerechnet, daß es mir gelingt, als körperhaftes Wesen hier aus dem Geisterbereich eine Verbindung zu Ihnen herzustellen, der Sie nicht telepathisch veranlagt sind. Um so mehr Energie mußte ich aufwenden. Lassen Sie ihn links liegen… er kann Ihnen nichts anhaben… noch nicht. Vorerst weiß er nichts mit Ihrem Eindringen hier anzufangen, aber wenn die Wissenden der Finsternis einen Weg finden, werden Sie alles daransetzen, um…«

»Wo ist der See?« fiel Mirakel ihr ins Wort und schenkte vollen Glauben.

»Du wirst ihn nicht finden!« höhnte es über pechschwarze Lippen. Das widerlich aussehende, einst menschliche Etwas, richtete sich auf dem steinernen Thron auf. »Du wirst verglühen wie ein Meteorit, der

in die Lufthülle eines Planeten eintritt.«

Die Stimme des Veränderten übertönte die schaurigen Gesänge und die gespenstische Musik.

Hier war Philipe, Earl of Manon-Castle, in seinem Geisterreich der Herr. Hier wurde er verehrt. Alle, die durch seine unsichtbare Hand ermordet worden waren, dienten ihm wie die Sklaven, und verehrten ihn als Gott.

Sowohl die, die vor langer Zeit starben und deren Seelen ruhelos durch die verfluchten Gemäuer des Castle spukten als auch diejenigen, die erst kürzlich der mordenden Hand zum Opfer fielen, lagen auf den Knien. Die Geister in dieser farbendurchwebten Halle waren Menschen – aber sie bedienten sich Lauten und Worten, die sie erst hier gelernt hatten. Und mit diesen Lauten beschworen sie eine Atmosphäre herauf, die körperliches Unbehagen verbreitete und die offenbar dazu angetan sein sollte, ihn die Flucht ergreifen oder vergessen zu lassen, was er im Sinn führte und worauf das Medium ihn erst aufmerksam machte.

Mirakel aber floh nicht einfach ins Ungewisse.

Er dachte an den See, wie Katja Manstein ihn in der letzten Nacht im Hause Dr. Felkmanns in Königstein beschrieben hatte.

Der Gedanke genügte, um hier im Reich der Geister jenen Ort zu erreichen, ohne sich der Bewegung bewußt zu werden, die dabei stattfand.

Es verschwanden der Thron und der Unheimliche, es verschwanden der Totempfahl, an dem Katja Manstein vorhin noch gefesselt war und die lodernden Feuer, die ihren Körper aufzehren sollten.

Er sah den See vor sich. Er war kreisrund, und sein Wasser war schwarz wie die Nacht, schimmerte nicht und bewegte sich nicht.

»Spring hinein!«

Konnte er den Worten Katja Mansteins Glauben schenken?

Zu verlieren hatte er nichts. Er hatte seinen Körper verloren, und alles, was er bis jetzt erlebt und gesehen hatte, schien eindeutig dafür zu sprechen, daß Katja Manstein die volle Wahrheit sagte.

»Du kannst ihr vertrauen«, sagte da eine andere Stimme neben ihm.

Ein fremder Mann tauchte wie durch Spuk an seiner Seite auf. Der Fremde trug einen dunklen Anzug, einen Zweireiher. In der Rechten hielt er lässig einen Spazierstock.

»Ich kann es als einziger hier erkennen, daß sie nicht lügt«, fuhr James Muligan fort. »Ich bin aus freien Stücken hier, frei in dem Sinn, daß ich meinen Tod freiwillig vollzog in der Absicht, das Geheimnis des Earl of Manon-Castle zu ergründen. Ich bediente mich sowohl einiger Zwing- als auch einer Anzahl von Schutzformeln, um das zu

erreichen, was ich erreicht habe. Für fünfundzwanzig Jahre kann ich mich unter den Geistern Philipes bewegen, ohne selbst gezwungen zu sein, hier zu bleiben. Es ist mir gelungen, mein Geheimnis zu wahren. Nach meiner Rückkehr in meine Welt werde ich sensationelle Enthüllungen zu machen haben. Hier bin ich Geist – dort werde ich wieder Fleisch und Blut sein und die Formeln noch besser ausnutzen können, die die finsteren Mächte bannen, die sie in Ketten legen…«

»Noch ist die Zeit der Prüfung nicht abgelaufen«, dröhnte die Stimme des Unheimlichen hinter ihnen. Die bebenden Nebel teilten sich. »Noch diesen Tag, noch diese Nacht haben wir, James Muligan…«

»Ich habe mich fast auf den Tag genau fünfundzwanzig Jahre vor euch geschützt. Da sollte es mir auch gelingen, noch eine weitere Nacht durchzustehen.«

»In einer Nacht, James Muligan, kann viel passieren.«

»Spring! Lassen Sie sich nicht aufhalten! Um so eher wird das Grauen beseitigt. Glauben Sie mir!«

Von allen Seiten strömten die Geister herbei und bildeten einen großen Kreis um Mirakel, James Muligan und Katja Manstein.

»Du wirst es bereuen!« Der Unheimliche grinste kalt und überheblich, und die Tatsache seiner permanenten Anwesenheit wirkte sich irritierend und lähmend auf Morell aus.

Da machte er einen schnellen Schritt nach vorn. Er breitete die Arme aus und stieß sich ab. Leicht und schnell schwebte sein Körper durch die Luft und tauchte ein in das schwarze, glanzlose Wasser…

Wollte eintauchen!

Seine Fingerspitzen, von Dyktenkraft durchströmt, berührten die kalte, bewegungslose Oberfläche. Die riß im gleichen Moment in der Mitte auseinander wie ein hauchdünnes, sehr straff gespanntes Seidenpapier.

Bis hierher stimmten die Bilder fast überein mit den Beobachtungen, die Katja Mansteins präkognitiven Sinne empfangen und an ihn oder durch Gedankenfotografie an die Polaroid-Kameras weitergegeben hatte.

Aber dann war alles anders.

Er stürzte hinein ins Chaos und das absolute Grauen – und es war alles ganz anders, als Katja Manstein gesehen hatte.

*

Die Wasserfläche teilte sich – und dahinter begann die Weite des Universums.

Furchtbare Stimmen, haarsträubendes Kreischen und Jammern und hektisch auseinanderfliegende Schatten stürzten über ihn her, hüllten

ihn sekundenlang ein, und er schlug um sich, als müsse er sich gegen sie zur Wehr setzen.

Ein Gestank schlug ihm entgegen, als hätte er den Deckel zu einer Kloake geöffnet.

Der Sturm aus der Tiefe des Alls brüllte los, fegte zwischen die Schatten und den Gestank und trieb alles durcheinander. Frische, klare Luft!

Für den Bruchteil einer Sekunde bildeten sich hinter den davonstürmenden Schattenteilen, hinter den ächzenden, verwehenden Stimmen, die ihm zuerst das Grauen entgegenbrüllten, gigantische, den ganzen Kosmos einnehmende Gesichter.

Schreckliche Fratzen, die ineinander verliefen, als ob ein Film rasend schnell vor ihm ablaufe…

Er konnte die Details in diesen atemberaubenden Antlitzen nicht erkennen. Und das war gut so! Ihm gegenüber, der das Tor aufgestoßen hatte und die diesseitige Luft in ein Reich strömen ließ, in das nie ein Mensch geblickt hatte, konnten sich die Schreckensbilder nicht halten.

Er hätte als Sterblicher auch ihren Anblick nicht ertragen. Auf der Stelle hätten sie ihn getötet und seine Seele aufgezehrt…

Tausend Gesichter im Bruchteil einer Sekunde…

Das Antlitz Rha-Ta-N'mys – das Molochos', ihres ergebenen Dieners – das Shab-Sodds, das Utoshs-Meloshs-Orshs – das des Irren Nh'or-Thruu? Und viele andere, deren Namen er nie gehört hatte? Sie waren alle hier versammelt? Waren hier zu Hause? Sie alle – waren eins?

Sturm umbrauste ihn.

Aber der Sturm konnte ihm nichts anhaben. Wie ein Fels in der Brandung – so stand er da, als der große Auszug der Geister begann.

Sie strömten an ihm vorüber, als würde ein gewaltiger Sog sie alle aus der Halle dort unten emporziehen.

Die Bilder, die Katja Manstein letzte Nacht beschwor, jetzt glichen sich die Ereignisse ihnen wieder an.

Statt des Grauens, das eben noch hinter dem verschlossenen Tor hauste, fühlte er Glück und Erleichterung.

Zahllose Stimmen gleichzeitig wisperten in ihm. Alle diejenigen, die hier in den Bann und in die mordenden Hände des unsichtbaren Earl of Manon-Castle gerieten, waren nicht mehr gezwungen, in den Mauern die schrecklichen Gesänge anzustimmen, die furchtbar klingenden Gebete zu sprechen, dem Unheimlichen zu Füßen zu liegen…

Sie waren tot. Und sie blieben es. Das war nicht mehr rückgängig zu machen. Sie gingen ein in den unendlichen Kosmos auf die Suche nach der Welt, die man ihnen bisher verweigert hatte.

»Geister sind wir, Geister werden wir bleiben!« sagte eine Stimme

in seiner Nähe.

Eine andere: »Gesprengt aber sind die Ketten, die uns fesselten. Dafür danken wir dir!«

Und schon wieder eine neue Stimme: »Du wirst nicht mit uns kommen, und doch werden wir jederzeit Kontakt miteinander haben können. Aus den Welten des Jenseits werden wir dir berichten, wenn du uns anrufst, durch uns wirst du erfahren können, welche gefährlichen Wege die Feinde des Lebens und der Freiheit, die der menschliche Geist naturgemäß erreichen wird, einschlagen, um diese Entwicklung zu verhindern.«

»Du bist unser Herr!« sagte eine vierte Stimme.

»Nein!« stieß Mirakel rasch und tonlos und erregt hervor. »Ich bin nicht euer Herr, ich weiß nichts von und über euch – ihr wißt nichts über mich…«

»Was ändert das an Tatsachen. Das Tor ist weit geöffnet, das Universum ist groß, aber nicht unendlich, und der Versuch der Mächte der Finsternis, Einfluß auf die Entwicklung der Toten zu nehmen, ist abermals gescheitert…«

Die Wesenheiten schwebten an ihm vorüber und tauchten ein in den Kosmos.

Zuletzt kam Philipe, Earl of Manon-Castle, der sein wollte wie ein Dämon und zu einem geworden war.

Er konnte nichts mehr sagen. Sein Schrei war pures Entsetzen, namenloses Grauen. Er schwebte nicht wie die befreiten Geister einfach davon. Er blähte sich auf und wurde zu einem Schatten, der von der Tiefe des Alls aufgenommen wurde. Und mit dem Schatten, der verging, verebbten auch die Schreie.

Dann – Totenstille.

Da hinein klang die zarte, ruhige Stimme Katja Mansteins plötzlich wie ein Hammerschlag.

»Du hast diesen Tod überwunden! Ein Sterblicher hielt die Bastion des Grauens, dahinter nur lauerten die wahren Herrscher. Gegen die zu kämpfen wird deine Aufgabe sein. Die Kräfte des Kosmos, aus deren Energien einst alles Leben entstand, wirken in deinem Körper in einer optimalen Form nach. Du bist Mirakel, der Herr im Geisterland – denn jetzt begreife ich die Bilder, die ich zuvor nur sah, auch in ihrem Inhalt. Wo immer du sein wirst – der Weg in das Geisterland steht dir offen. Unabhängig vom Ort deiner Anwesenheit wirst du den See der Wahrheit jederzeit erreichen können…« Sie redete zu ihm, wie zu einem guten Freund, dem man volles Vertrauen entgegenbringen konnte. »Und daß du es bist, auf den dieses Tor gewartet hat, um geöffnet zu werden – das beweist die andere Seite des Sees…«

Er konnte zurückkehren aus dem ihn umgebenden Kosmos.

Damit unterschied er sich trotz seines Geistleibes von all den

andern, die das ferne Universum aufgenommen hatte.

Er wurde nicht aufgenommen von dem geheimnisvollen Sog, von der Kraft, die sich im Augenblick, als die Wasseroberfläche sich teilte, in ihr Gegenteil verkehrte. Seit Jahrhunderten oder gar schon Jahrtausenden wirkte diese Kraft auf den See der Wahrheit und blockierte etwas.

Die Toten waren vom Jenseits ferngehalten worden, wo immer sich dies auch befinden mochte…

Mirakel kehrte zurück zu Katja Manstein und James Muligan, den ebenfalls die ins Gegenteil verkehrte Kraft nicht berührt hatte.

Als Mirakel die Oberfläche des Sees passierte, schloß sich der Wasserspiegel, der nun nicht mehr schwarz und glanzlos war, sondern leicht gekräuselt, als ob ein zarter Wind darauf spiele. Und die Wasserfläche selbst strahlte und funkelte wie ein Diamant, in dem sich das Licht vieler tausend glitzernder Sterne brach.

Mirakel starrte in die leuchtende Wasseroberfläche.

Und wieder reihten sich in unendlicher Schnelligkeit zahllose Bilder aneinander, die er jedoch besser und klarer erfaßte als jene, die er hinter dem Wasser wahrnahm.

Er sah Vergangenes – Gegenwärtiges – Zukünftiges.

Der See der Wahrheit war wie ein geheimnisvoller Kristall, in dem sich die Zeitströme sammelten und zu Bildern formten.

Da waren gigantische, graue Wesen, die plump wirkten, da sie außer stämmigen Beinen keine weiteren Gliedmaßen besaßen. Diese Plumpheit wurde noch unterstrichen dadurch, daß selbst die wie mit wirren Tangfäden versehenen Köpfe sich kaum von der übrigen Körpermasse abhoben.

Ein seltsames, orange-grünes Licht lag über einer fremden, kahlen Welt, in der die grauen Riesenwesen bewegungslos wie Felsen in einer Wüstenlandschaft verharrten.

Das Licht auf der Oberfläche des Sees veränderte sich.

Ein neues Bild!

Strahlende Helligkeit. Sie kam nicht von außen, sondern von innen heraus.

Das Licht – stammte von einem Wesen, das sich inmitten einer unbekannten Sternenwelt frei und ungebunden an eine Wirtswelt bewegte.

Und mitten in diesem Wesen, das hundertmal größer als ein Mensch war, und auch die Form einer menschlichen Gestalt hatte, hockte wie im Schutz einer Raumschiffkabine ein Mann.

»Björn Hellmark!« wisperte Mirakel. »Und D’Dyll-vh’on-Ayy!« Und noch während er das sagte, verwischte das Bild. Er versuchte es noch aufzuhalten und erkannte, daß es zögerte mit dem Blasserwerden. Aber er beherrschte das Spiel mit dem See der Wahrheit noch nicht.

Und so nahm er noch viele andere und undeutbare Bilder wahr, die aus Zeit und Raum zu ihm herfanden…

Mit Katja Manstein und James Muligan, dem eine Nacht geschenkt worden war und der ein neues Leben in Fleisch und Blut beginnen wollte, ging Mirakel zurück durch die leere, kahle Halle, in der die letzten Nebel wie Dunst aufstiegen und langsam verwehten.

Verwaist war der steinerne Thron des Earl of Manon-Castle, erloschen war das Feuer an dem Pfahl, verklungen die schreckliche Musik und die schaurigen Gesänge.

Die drei Menschen, von denen nur einer aus Fleisch und Blut existierte, stiegen die endlos scheinenden Stufen des Kraters empor, und kamen an zwischen den beiden Säulen. Die zweite, die Schattenwelt des Manon-Castle, existierte noch immer, aber sie war wie eh und je nur wahrnehmbar durch die, welche sich darin bewegten.

Nichts hatte sich verändert. Doch eines: die Schrecken dieser doppelten Welt existierten nicht mehr. Die Geister aus dem Dämonenreich, die unaussprechlichen Dunkelgötter, hatten eine Schlacht verloren…

*

Sie passierten die stille Tempelhalle. Mirakel und James Muligan hatten als körperlose Wesenheiten keine Schwierigkeiten, das nur in der unsichtbaren Schattenwelt liegende Einstiegsloch in den Stollen zu finden, der die Verbindung zu dem Gästehaus auf der anderen Seite der Schlucht herstellte.

Mirakel mußte Katja Manstein in die Tiefe führen. Sie benahm sich wie eine Blinde, die prompt weiter in das Schloß gegangen wäre.

Sie nahm die unsichtbare Welt nicht mehr wahr, weil sie aus Fleisch und Blut bestand.

Die drei Letzten aus der Gespensterhalle des Earl of Manon-Castle stiegen die Stufen hinab und wollten den Rückweg zum Gästehaus antreten, wo Mirakel den Versuch unternehmen wollte, jetzt nach dem Öffnen des Tores in die Unendlichkeit wieder Kontakt zu seinem stofflichen Leib zu bekommen. Katja Manstein hatte ihm angedeutet, daß dies jetzt wieder möglich sein sollte.

Auf dem Weg nach dort ereignete sich etwas Grauenhaftes.

James Muligan gab plötzlich einen gurgelnden Laut von sich und blieb wie von einem Peitschenschlag getroffen stehen.

Mit Erschrecken mußten Mirakel und Katja Manstein erkennen, daß mit Muligan eine furchtbare Verwandlung vorging.

Sein Körper lockerte sich auf, seine Haut wurde dunkel.

Muligan schrie!

Er blickte an sich herab. »Don! Er muß meine Bitte in den Wind geschlagen haben! Das Buch mit den Sperrformeln haben sie doch noch gefunden!«

Im ersten Moment begriff niemand von ihnen, worum es hier ging.

Muligan zerfiel vor ihren Augen wie ein Schatten, und die Schattenteile wehten durch den Stollen davon, hinaus aus der Geheimtür, durch die Säulenhalle, die schneckenförmig gewundenen Treppen des Kraters nach unten.

Mirakel folgte nach.

James Muligan war nicht mehr zu helfen, und er konnte sich nicht mehr helfen.

Sein Körper wehte nach allen Seiten davon, und seine Stimme kam aus vielen Richtungen gleichzeitig.

Wie ein Echo hallte sie durch die Geisterwelt.

»Donald McCasey war mein Freund! Immer waren wir zusammen. In seiner Erinnerung waren unbewußt die Bücher gespeichert, die wir miteinander besprachen und von denen ich ihm erzählte. Donald war die einzige Möglichkeit, die sie noch hatten… Sie… das ist eigentlich eine Person. Das Ehepaar Fently war nie ein Ehepaar… man hat sie nie gemeinsam auftreten sehen. Ein Dämon des Molochos, des Fürsten der Finsternis, dessen Zugriff ich mich entziehen wollte, hatte sich dort eingenistet und trat mal als Mr. Fently in Erscheinung, mal als Mrs. Fently! Die Schriften, die ich studierte, waren gesichert. Mit Gewalt konnte man sie nicht vernichten, weder durch die Axt noch durch das Feuer. Sie waren so gesichert, daß immer nur eines durch Schädlinge – wie Holzwürmer, Insekten, Mäuse – aufgefressen werden konnten. Der Fently-Dämon verfügte über die Fähigkeit, sich die Schädlinge als hilfreiche Geister Untertan zu machen. Donald McCasey wurde manipuliert, und er hat es nicht bemerkt – und er wird es nie begreifen. Präparierter Whisky vernebelte seine Sinne. Don hat das erste Mal davon getrunken. Da hatte ich schon meine Befürchtungen. Unter einem inneren Zwang suchte er meine alte Wohnung erneut auf. Das geschah heute, das geschah eben, vor wenigen Augenblicken. Wieder hat er getrunken, und der Fently-Dämon konnte durch den in Hypnose versetzten McCasey jene Stunden aus der Vergangenheit heraufbeschwören, die ich für mich mit Hilfe der Sperrformeln unantastbar für die Geister gemacht hatte. McCasey stand nicht unter dieser Schutzkuppel. Ein Zufall hat den Gegnern aus der Finsternis, denen ich weitere Geheimnisse entreißen wollte, dies eindeutig gezeigt. Zu spät… zu spät… ich werde mein Ziel nicht erreichen. Donald McCasey, mein Freund, wird nie begreifen, was geschehen ist – in Blairgrownie wird nie jemand erfahren, was aus den Fentlys geworden ist… der Dämon wird verschwinden, das Haus wird leer stehen. Als Spukhaus wird es verrufen sein…«

Muligans Worte verwehten. Die Schatten waren groß und durchsichtig geworden und existierten im nächsten Moment nicht mehr. James Muligan wurde einfach von den Wänden ringsum aufgesogen.

Die Oberfläche des Sees spiegelte in diesen Sekunden, da Mirakel sich mit Muligan befaßte, eine Szene wider, welche die Mitteilungen des Entseelten unterstrichen.

Der See der Wahrheit zeigte das Innere der Wohnung, in dem der Fently-Dämon als »die Fentlys« hauste.

Donald McCasey hatte dem Zwang, an diesem frühen Mittag das Haus doch aufzusuchen, nicht widerstehen können. Jetzt verließ er es wieder, angetrunken und ohne zu wissen, was sein Erscheinen ausgelöst hatte.

Mr. Fently schloß die Tür hinter dem Davongehenden, auf dem Gesicht des alten Mannes lag ein teuflisches, unmenschliches Grinsen. Der Fently-Dämon ging dann in das Haus zurück.

Er starrte eine Zeitlang zu Boden, wo ein Aschehäuflein lag. Es war aber keine Asche, es war ein total zernagtes Buch, in dem die Sperrformeln standen, von denen nur James Muligan Kenntnis gehabt hatte.

Der Fently-Dämon reckte die Arme, als wolle er davonfliegen. Und er flog davon! Er schrumpfte ein, wurde zu einer dicken Schmeißfliege und schwirrte durch das gekippte Fenster ins Freie.

Seine Aufgabe war beendet. Fast auf den Tag genau waren fünfundzwanzig Jahre vergangen, um die Dinge zum Abschluß zu bringen, die ihm übertragen worden waren.

Ein Dämon verließ den Ort seines Wirkens.

Er hatte Erfolg gehabt.

Das Buch der geheimnisvollen Formeln, mit denen auch ranghöhere Dämonen in Ketten gelegt werden konnten, existierte nicht mehr. Und James Muligan, der das Wissen und den Schlüssel hierzu besaß, hatte das große Spiel verloren…

*

Mirakel kehrte zurück zu Katja Manstein und dann in den Schacht, wo sein regloser Körper lag.

Es war so, wie das Medium prophezeit hatte. Mirakel näherte sich seinem reglosen Körper und spürte eine beinahe magnetische Kraft, der er sich nicht widersetzen konnte.

Der Übergang aus dem Geistbereich in den des Körperlichen erfolgte ohne spürbare Reaktion.

Mirakel schlug die Augen auf. Sein Körper funktionierte wieder. Er konnte sich erheben. Seine Glieder waren noch ein wenig steif, und

die blauen Flecke, die er durch den Sturz in die Tiefe davongetragen hatte, existierten noch immer und schmerzten ihn.

Er legte den Arm um die schmalen Schultern des Mediums, dem jetzt so richtig zu Bewußtsein kam, daß die Episode mit dem Geisterreich des Earl of Manon-Castle dem Ende zuging.

»Viele Fragen konnten beantwortet werden, Katja«, bemerkte Mirakel leise. »Andere, neue sind dazu gekommen. Die nahe Zukunft wird beweisen, ob wir auch die eine Antwort finden. Ich habe das dumpfe Gefühl, daß wir das Ufer eines neuen Landes angekratzt haben und daß nun die eigentliche Forschungsarbeit auf und in einem neuen Kontinent erst beginnt.«

Er verließ das Gästehaus. Die fensterlose Kammer war wie zu Beginn uralt, feucht und verdreckt, Moos, Unkraut und Gras wuchsen aus den Rissen und Spalten in den Wänden.

Nichts mehr erinnerte an das herrliche Prachtbett, an die seidenen Tapeten, an die weichen Teppiche, die Möbel und die Leuchter…

Der Spuk war vorbei.

Mirakel nahm Katja Manstein auf seine Arme und schwang sich in die Luft empor. Durch die Berührung geriet auch sie unter die schützende Aura und spürte so nichts von dem kalten Luftzug und der enormen Geschwindigkeit, mit der der Dyktenmann über die Berge und über das Land Richtung Deutschland jagte.

Mirakels Ziel war Königstein im Taunus, wo Dr. Kurt Felkmann seine Villa hatte.

Dort war ein umfangreiches Gespräch das jedoch leider nicht alle Einzelheiten klären konnte, notwendig.

In dem Moment, als Mirakel Schottland verließ, fiel in Manon-Castle eine sehr reale Entscheidung…

*

Inspektor Frazer tat, was Ed Hopkins ihm aufgetragen hatte.

Das Hausmädchen und der Butler waren im Schloß. Frazer fragte nach der Freundin des Amerikaners. Da erlebte er eine weitere Überraschung… Die gab es nicht?

Gemeinsam mit dem Butler und dem Mädchen ließ er sich das Schloß zeigen.

Sandy war nirgends zu finden. Dafür aber stieß der Inspektor aus Perth auf die Verliese, in denen die Gefangenen schmachteten.

Es flossen Tränen, als sie befreit wurden.

Sie alle konnten bestätigen, daß Ed Hopkins sie hier in Gewahrsam genommen hatte. Von Geistern und Spuk aber war keine Rede.

Für Frazer war der Fall klar: Hopkins hatte durchgedreht. Sandy war nur erdacht! Ein Mensch hatte den Verstand verloren…

*

Zehn Minuten vor fünf Uhr abends.

Mirakel verließ das Haus seines Freundes und Beraters Dr. Kurt Felkmann.

Wie ein roter Blitz jagte der Dyktenmann durch die Luft.

Um fünf Uhr mußte er im Büro sein! Spätestens dann würde man seine Abwesenheit merken.

Seine Geschwindigkeit war so groß, daß die Autos auf der Autobahn unter ihm stillzustehen schienen. Die Welt unter ihm war seltsam erstarrt.

Das Hochhaus!

Das offenstehende Fenster, durch das er am frühen Vormittag den separaten Arbeitsraum verlassen hatte…

Lautlos stieß er hinein, kam mit angewinkelten Beinen unmittelbar vor seinem Arbeitsplatz am Fenster an.

Von draußen klopfte es gegen die Tür.

»Hallo, Frank? Was ist denn los? Warum meldest du' dich denn nicht?« Das war Alexandras Stimme. »Da muß was passiert sein«, sagte sie in den Konstruktionsraum zurück, wo die anderen ihre Arbeitsplätze aufräumten. »Er hat von innen abgeschlossen. Wir müssen den Chefs Bescheid sagen.«

Jetzt wurde es kriminell.

Mirakel nahm den Bleistift zur Hand. Seit heute Vormittag war die Zeichnung, die er angeblich fertigstellen wollte, um keinen Strich gewachsen. Nun mußte er sich dranhalten. Was er als Mensch nicht vermochte, dazu war er imstande in seiner geheimen Gestalt als Mirakel. Mit Mirakelkraft legte er eine Geschwindigkeit vor, die atemberaubend war. Er schien plötzlich hundert Hände und tausend Finger zu haben.

Mit rasender Geschwindigkeit bewegte er den Stift über das Blatt und war einzige, gespannte Aufmerksamkeit. Um diese Zeichnung fertigzustellen wären sechs Stunden konzentrierter und konsequenter Arbeit notwendig gewesen. Als Mensch hätte er diese sechs Stunden Arbeitszeit benötigt. Als Dykte schaffte er es in fünf Minuten.

Die Zeichnung wuchs zusehends. Der Konstruktionsplan, der bis vor wenigen Sekunden nur ein fader, schwacher Umriß gewesen war, nahm Form und Gestalt an. Die Maschine, die daraus gebaut werden sollte, ließ sich erkennen. Besonders schwierige und detailliert dargestellte Teile entstanden auf einem gesonderten Bogen in vergrößertem Maßstab.

»Frank? Hallo, Frank?«

Petras Stimme draußen vor der Tür.

Eilige Schritte.

»Herr Morell?« fragte Chef Krollmann mit etwas unsicherer Stimme.

»Ja, eine Sekunde bitte!« sagte Morell da. Er legte den Bleistift aus der Hand, preßte die Rechte auf das Herz, und der Mirakel-Stern fiel wie von selbst in seine Handinnenfläche. Im gleichen Augenblick wurde Mirakel wieder zu Morell.

»Kinder, könnt ihr denn nicht eine halbe Minute abwarten. Ich komm' ja schon!« Er öffnete die Tür und entledigte sich dabei scheinbar recht umständlich seines weißen Kittels, den er trug.

»Warum gibst du denn keine Antwort?«

»Was ist denn los mit dir?«

»Wir machen uns hier draußen Sorgen…«, sagte jeder etwas anderes.

»Ich war ganz in Gedanken, entschuldigt bitte! Ihr wußtet, daß ich die Arbeit zu Ende bringen wollte.« Morell lächelte und strich sich das dunkle, in die Stirn fallende Haar zurück. »Schließlich geht es mir wie euch: um fünf möchte ich hier raus, wenn es sich irgendwie einrichten läßt.«

Die Zeichnung war fertig. Sie sehen es alle. Wie sie allerdings zustande gekommen war, wußte jedoch niemand von ihnen. Keiner ahnte etwas von seiner zweiten Identität als Mirakel und von der kosmobiologischen. Kraft, die er mit Hilfe des Mirakel-Kristalls für sich nutzen konnte – zu seinem eigenen Schutz und zur Hoffnung all derer, die bedroht waren, im Diesseits wie im Jenseits…

ENDE

Macabros und seine Welt

Björn Hellmark:

26, einsachtzig, blond, ausgezeichneter Sportler in vielen Disziplinen. Nach einem manipulierten Unfall wurde Hellmarks Wiedergenesung verschwiegen; während heftiger Fieberträume, die er durchmachte, erschien ihm eine Gestalt, die sich Al Nafuur nannte. Dieser Mann hatte eine Botschaft für ihn.

Nach seiner Genesung verfügte Hellmark über die Gabe der Bilokation, d. h. er kann an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.

Hellmark hat sein gesamtes Vermögen verloren, weil durch Dämonen und dämonenmanipulierte Menschen falsche Wirtschaftsaktionen ausgelöst wurden. Hellmark ist Herr der unsichtbaren Insel Marlos, die zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln in der Clarion-Graben-Zone liegt. Er besitzt das ›Schwert des Toten Gottes‹, die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und inzwischen drei Augen des Schwarzen Manja, von denen er jedoch mindestens sieben braucht, um seine dämonischen Widersacher für alle Zeiten abzuweisen. Björn Hellmarks Doppelkörper heißt Macabros.

Carminia Brado:

Zweiundzwanzigjährige Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Björn lernte sie beim Karneval in Rio kennen. Sie tanzt leidenschaftlich gern Samba. Hellmark nennt sie wegen ihrer braunen Hautfarbe zärtlich ›Schoko‹. Carminia kennt Hellmarks Geheimnis.

Rani Mahay:

Inder aus dem Staate Bhutan. Man nennt ihn auch den ›Koloß von Bhutan‹. Mahay ist 28 Jahre alt, zwei Meter groß und zwei Zentner schwer. Er trägt eine Vollglatze und ist stolz darauf. Auch in Mahays Adern fließt das Blut der alten Rasse, er ist ein Nachkomme jener Flüchtlinge, die einst von Xantilon flohen, um auf einem anderen Kontinent ein neues Leben zu beginnen. Mahay kann mit bloßem Willen Tiere zähmen. Bei Gefahr wendet er diese Fähigkeiten auch bei Menschen an.

Pepe:

14, fremdsprachenbegabt. Hellmark hat ihn an Sohnes Statt angenommen. Pepe wurde im Urwald von Yukatan groß. Wie Uri Geller verfügt er über parapsychologische Fähigkeiten. Ohne daß er es oft selbst will, verbiegen sich in seiner Gegenwart Bestecke, platzen Glühbirnen, bleiben in Kaufhäusern Rolltreppen oder Fahrstühle stehen…

Frank Morell alias MIRAKEL:

29, dunkelhaarig, einsachtundsiebzig, von Beruf Konstrukteur, fährt einen beigen BMW 520. Morell interessiert sich stark für okkulte

Phänomene, für versunkene Kulturen und Mythologien alter Völker. In einem früheren Leben war er ein Dykte. Er hat sich wieder daran erinnert, das Versteck des ›Mirakel-Sterns‹ gefunden und kann damit die kosmobiologischen Kraftströme auf sich einwirken lassen. Dadurch wird er zu MIRAKEL, zum fliegenden Wundermann…

Al Nafuur:

Magier und Zauberpriester der ›Weißen Kaste‹, existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich, von wo aus er geistigen Kontakt zu Björn Hellmark aufnimmt.

Molochos:

Er war ein Mensch, ehe er zum Dämon wurde. Auf Xantilon war er als der oberste der Schwarzen Priester bekannt. Molochos stieg zum Dämonenfürst auf und damit zum Herrscher über einen Teil des Dämonenreiches.

Molochos ist Hellmarks Erzfeind, denn in Björns Adern fließt das Blut der alten Rasse, die der Dämonenfürst über alles haßt. Durch einige, die damals den Untergang überlebten, wird nämlich jetzt eine Konfrontation geschaffen, die Molochos nicht gern sieht. Er will die Welt im Sturm nehmen, aber dazu fehlen ihm einige entscheidende Voraussetzungen. Um Molochos gibt es eine Anzahl ungeklärter Geheimnisse, die seine Vormachtstellung gegenüber Rha-Ta-N'my empfindlich stören könnten. Der Besitz der sieben Manja-Augen ist ein Faktor, das Wissen um die Botschaft, die Björn Hellmark in Tschinandoah zu finden hoffte, ein weiterer.

Es ist dem Dämonenfürsten bisher nicht gelungen, Hellmark auszuschalten.